

Fahrten

in den

Hohen Tauern.

Reiseskizzen von J. A. B.

Innsbruck,

Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

1875.

28. I 482697

Januar	12.50
Post	40
Leinwand	6.00
Wolle	7.00
Blüffur	9.00
Wergolden	44
Wappel	167
Nägel	42
Feinfein	2 10
	<hr/>
	49.66

UB KLAGENFURT



+L60650201

ES I

483697

D^r Ottwin Hoepf.
Fahrten

in den

Hohen Tauern.

Reiseskizzen von **J. A. H.**

Josef Anton Hoepfner



Innsbruck,

Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

1875.

ES I 483697

Hin wo die Gletscher stehen,
Stolz auf die Thäler sehen,
Hin wo die Gemse springt,
Wo man schöne Lieder singt,
Wo von Blumen bunt besäumet,
Wild der Gießbach schäumet.

Mit großer Geschwindigkeit fahren wir das Drauthal hinunter. Wir befinden uns auf der steilsten Strecke der Pusterthaler Eisenbahn, auf der Strecke Abfalterbach = Thal. Das Gefälle der Eisenbahn beträgt hier 1 : 40. Mit Windeseile fliegen die nahestehenden Gegenstände an uns — oder vielmehr wir an ihnen vorüber. Auf Kirchthurmhoch neben der unten vorbeibrausenden Drau aufgeführtem Damme gleiten wir dahin, mit Entsetzen an die Möglichkeit einer Entgleisung denkend. Steil steigt zu unserer Linken das Gebirge hinan, vom Bahnkörper aufwärts manchmal Hunderte von Fuß hoch künstlich gegen Abrutschung versichert. Immer enger wird das Thal; nur dem Fluß, der Eisenstraße und der Poststraße Platz gewährend. So gelangen wir zur Haltestelle Mittewald. Dort erblicken wir die ersten Felder in der Thalsohle; die zum Wirthshause in Mittewald gehörigen Gebäulichkeiten lugen freundlich hinter Obstbäumen hervor. An dem Zaune aber, der die Besetzung gegen den Bahnkörper zu einschließt, konnte man in den ersten zwei Betriebsjahren der Pusterthaler Eisenbahn fast immer, wenn während des Tages ein Zug vorbeifuhr, einen alten Mann mit silberweißem Barte stehen sehen, den Postmeister von Mittewald. Beinahe ein halbes Jahrhundert hatte der gute Mann da als Postmeister gehaust, und nun, am Abende

seines Lebens nimmt ihm die herzlose Bahn sein Amt ab. Und auf dem einsamen Gehöfte „mitten im Wald“ wird es noch einsamer, die Fuhrwerke bleiben aus, und der gute Alte hat keine Gelegenheit mehr, einem Fuhrmann Vorsatzpferde zu verweigern; — das Dampfroß nimmt sich seinen „Braxer“ immer gleich von Rienz mit. Nun aber hat sich der Postmeister zu seinen Ahnen versammelt, und die Eisenbahn hat einen Feind weniger. — Nach kurzem Aufenthalte bei der Station Thal fahren wir wieder weiter. Auf einen Augenblick fast nur wird die Rienzer Klause — dieses 1809 so tapfer umsochtene, vertheidigte Bollwerk sichtbar, das nun aber dem Verfall immer näher rückt, so daß bald ein Zeuge ruhmvoller Thaten weniger sein wird. — Unser Blick schweift von einer Spitze zur andern, immer höher steigend, auf den Spitzkofel, gleitet zur Bäume bewachsenen Kuppel des Rauchkofels hinunter; im Hintergrunde sehen wir das wilde Stein = Chaos der Hochstabl = Lasserz = Gruppe. Jedoch nur auf Momente werden diese Riesen sichtbar, denn bald entzieht sie ein Waldegipfel oder dergleichen wieder unseren Blicken. Wir gelangen unterdessen durch den engsten Punkt des Thales, das Thal erweitert sich ein wenig, — noch einige Sekunden, der zu unserer Linken befindliche Berg macht fast plötzlich eine Biegung — die Gegend von Rienz liegt offen vor unseren Blicken. Wir eilen vorbei an' dem auf einem sanft ansteigenden Terrain liegenden Dorfe Leisach, lassen zur Rechten das hinter dem Wald versteckte Amlach; am Abhange des Schloßberges erblicken wir das höchst malerisch gelegene Bad

Leopoldsrube mit dem freundlich hinter Fichtenbäumen hervorscheinenden Kirchlein. Unterdessen ist Venz vollständig sichtbar geworden; majestätisch schaut die stattliche Pfarrkirche von einem erhöhten Punkte auf die unter ihr ausgebreitete Stadt herab; weitaus werden die anderen Stadttheile von den hohen, ziegel- und blechgedeckten Häusern der 1872 abgebrannten Rosengasse überragt, kaum vermag der rauchgang-ähnliche Thurm der Franziskaner-Klosterkirche darüber hervorzugucken, — und das am untern Stadtplatze befindliche massive, den romantischen Namen Liebburg tragende Gebäude mit den rothen über dem schwarzen Dache sich erhebenden Thürmen trägt nicht wenig dazu bei, den südlichen Stadttheil zum hübschesten von Venz zumachen. — Indessen sind wir bei dem Aufnahmsgebäude angelangt; wir steigen aus. Die drei ersten Gasthöfe von Venz, die „Post“, das noble „weiße Lamm“ und das räumliche „goldene Kößl“ haben ihre Equipagen zur Ueberbringung ankommender Gäste in die bezüglichen Gasthöfe vorgefahren. Besteigen wir nun einen der harrenden Wagen oder verzichten wir darauf, uns in den gewählten Gasthof rösseln zu lassen, und legen wir die Strecke dahin zu Fuß zurück, um unsere durch die lange Fahrt durch's Pustertal verwöhnten Gehwerkzeuge wieder in normalen Stand zu bringen. Das Reisegepäck übergeben wir einem der am Bahnhofe harrenden Dienstmänner, und nach unserer Ankunft im Gasthose sind wir nicht wenig erstaunt, dasselbe wohlbehalten dort zu finden, obgleich das Institut, wie wir später aus seinen Statuten ersehen, „für Veruntreuungen garantirt“.

Den Bahnhof auf der breiten Zufahrtsstraße, deren Pfeiler und Mauern — wahrscheinlich in Folge der soliden Herstellungsart — den fast gänzlichen Abfall des Mörtels zu beklagen haben, verlassend, gelangt man in den untern Stadtplatz oder den „Unterplatz“, wie er schlechtweg genannt wird. Am nördlichen Ende desselben gewahrt der Ankommende den „Gasthof zur Post“, dem ohne weiters zuerkannt werden muß, daß er von allen Gasthäusern in Trienz die schönste Lage hat. Der amphitheatralisch geformte Unterplatz ist sehr geräumig; es befinden sich auf demselben durchgehends zwei Stockwerke hohe stattliche Häuser, überragt von den rothen Thürmen der „Liebburg“. — Doch es dürfte sich der Mühe lohnen, Trienz, das als Standpunkt für Besteiger des Großglockners, Großvenedigers und anderer Bergriesen, sowie auch als Sommerfrischort von Jahr zu Jahr größerer Fremdenfrequenz sich zu erfreuen hat, etwas näher anzusehen.

Das Städtchen Trienz liegt nahe der Mündung eines der schönsten Alpenthäler, des Iseltthales, am Zusammenflusse der Drau und der Isel, am nordwestlichen Ende einer weiten Thalebene, der weitesten ganz Pusterthals. Ringsum ein ovaler Kranz hoher Gebirge, die einen vom Fuße bis zum Scheitel abwechselnd mit immergrünen Fichtenwäldern, fruchtbaren Feldern und saftigen Wiesen bedeckt, die andern nur am Fuße bewachsen, dann aber senkrechte Felswände bildend, die nur dem Edelweiß ein Plätzchen bieten und der scheuen Gemse zum Aufenthaltsorte dienen, die ersteren mit Obstbäumen besetzt, hinter denen die freundlichen Bauernhäuser hervorlugen, die letzteren

vielleicht noch von keinem menschlichen Fuße betreten, hier im Osten und Nordosten die sonnigen und wohnigen Gelände des Gaimberges, Nußdorfer-, Isel- und Stronacher-Berges, dort, gerade gegenüber, im Süden und Südwesten die wild zerrissenen Zacken des Lavanter Gebirges, der Hochstadel, der Läserz- und Sandspitz, der ungeheure dräuende Kolof des Rauchkofels, dahinter der einem Dome vergleichbare Spitzkofel, dann zur Abwechslung im Westen der waldbedeckte, in halber, von Wienz aus sichtbarer Höhe von einem Streifen kultivirten Grundes durchzogene Schloßberg, weit gegen Wienz vorgeschoben, gegenüber im Norden die über grünen Wiesen und Alpen sich erhebende Schleinitz; im Hintergrunde aber die „weiße Wand“, der „Rigi des Pusterthales“ und noch weiter die fernen Berge von Windisch-Matrei, von denen der Zuenig wie eine ungeheure Pyramide sich ausnimmt — das ist das Panorama der Gegend von Wienz. Auf diese Gegend können wir die Worte Chateaubriand's in seinem Meisterwerke „Atala“ anwenden: „Mais la grâce est toujours unie à la magnificence dans les scènes de la nature.“ — Unmuthig bietet sich dem Auge die Ost- und Nordostseite dar, und prächtig, erhaben, freilich schauerlich erhaben präsentirt sich der Süden und Südwesten. Nicht wenig trägt auch zur Romantik der Gegend das auf einem Vorsprunge des Schloßberges thronende Schloß Bruck bei. Doch wenden wir uns nun der Stadt selbst zu. Wienz liegt, wie schon gesagt, an der Drau und Isel, auf der durch den Zusammenfluß dieser beiden Flüsse gebildeten keilförmigen Landstrecke, theil-

weise auf dem Schutte des Schleinitz-Bergabsturzes vom Jahre 1113, der das alte Leontium oder Lontium begrub. Nur ein kleiner Theil, die sog. Vorstadt Kindermarkt, liegt am linken Ufer der Isel. Die Stadt hat zwei eigentliche Straßen, die in einer Linie laufende Rosen- und Messinggasse und die Mönchs- und Schweizergasse. Die im August 1872 abgebrannte und seither neu erstandene Rosengasse ist die Ringstraße von Lienz. Am obern Ende derselben befindet sich das geräumigste Gasthaus von Lienz „zum goldenen Kößl“, am untern Ende das Gasthaus zur „Rose“. Die Schweizergasse birgt das noble „weiße Lamm“ und mehrere andere unbedeutendere Wirthshäuser. Die zwei Plätze, die Lienz umfaßt, sind der obere oder Johannesplatz (so genannt nach der früher dort bestandenen im Jahre 1798 abgebrannten und dann weggeräumten, dem h. Johannes geweihten Kirche ¹⁾), auf dem sich das einzige Bräuhaus der Stadt befindet, und der vom obern Platz nur durch einige Häuser getrennte untere Platz. Unter den beide Plätze trennenden Häusern findet man das gute Gasthaus „zur Sonne“ und den düster aussehenden schwarzen Adler. In einem vom Johannesplatz auslaufenden Seitengäßchen „marterten die Juden anno 1443 ein fünfjähriges Kind, dannhero sie von bannen verjaget worden“, wie eine alte Chronik be-

1) In dieser Stelle soll vor uralten Zeiten, als der Ort, wo das heutige Lienz steht, noch mit Wald bedeckt war, eine Einsiedelkapelle gestanden haben, die zum „St. Johann im Walde“ hieß.

sagt ¹⁾. An bemerkenswerthen Gebäuden ist Vienz ziemlich arm. Etwa die Liebburg und die schöne im gothischen Style erbaute Pfarrkirche ausgenommen, finden wir kein hervorragendes Werk der Baukunst. Es kann jedoch nicht in Abrede gestellt werden, daß Vienz manche Häuser aufzuweisen hat, die auch größeren Städten nicht zur Unzierde gereichen würden; vorzüglich wurden nach dem Brande vom Jahre 1872 die meisten Häuser der Rosengasse bedeutend vergrößert und verschönert, daher denn auch, wie schon bemerkt, die genannte Gasse den hübschesten Theil der Stadt präsentirt. Die lange Schweizergasse ist am schlechtesten mit großen Häusern bedacht; nur am nördlichen Ende derselben erheben sich einige „Zweistöckige“ über die angrenzenden Einstöckler. Viele Häuser der Schweizergasse finden wir neu übertüncht, und das Lob Staffler's, der die Häuser „gefällig“ nennt,

1) Die Historie erzählt davon weiter ausführlich, daß die Frau Gräfin Margareth von Görz in Abwesenheit ihres Gemahls Heinrich befohlen habe, über die Juden, die nach hartnäckigem Läugnen gestanden, daß sie das Kind, das ihnen eine Magd für Belohnung zugeführt, am Charfreitage zu Tode gemartert, das Urtheil zu sprechen. Dies wurde auch am Montag vor Christi-Himmelfahrt in Anwesenheit aller Edelleute aus dem Gebiete der Drau, Gail, Mella (Möll) und Pusterthal u. dahin gefällt, daß Samuel, der Rädelshörer der Juden, an ein Rad geflochten und ein Hund zu ihm gehängt, der älteste Jud, Josef, mittelst Galgen und Strick, einen Hund an den Füßen, vom Leben zum Tode befördert werden solle. Die verrätherische Magd wurde mit zwei alten hebräischen Weibern zum Scheiterhaufen verdammt, und auch alle drei mit dem Rücken zusammengebunden verbrannt.

erhält immer mehr Begründung. Im Allgemeinen macht Vienz gewiß einen freundlichen Eindruck auf den Besucher. Die erst im Jahre 1874 angelegte neue Wasserleitung, die dem Stadtsäckel 15.000—20.000 Gulden kosten soll, und die die Stadt fortan mit gutem Trinkwasser versehen wird, macht auch die Aufstellung neuer Wasser-Bassins nothwendig, von denen aber bis nun erst eines, am Dominikanerinnen-Platz aufgestellt ist. Dieselben werden zur Verschönerung der Stadt gewiß sehr beitragen. Da nach Vollendung der neuen Wasserleitung das Tränken des Viehes an den Brunnen nicht mehr gestattet werden wird, so wird der in den Straßen der Stadt promenirende Fremde nicht mehr so leicht in die Gefahr kommen können, von einem gehörnten Bierfüßler gar unsanft an ein Haus gedrückt oder umgerannt zu werden, welsch' letzteres einem reichen Vienzler Wirths vor einigen Jahren passirte, nach der Mittheilung eines Vienzlers, der selbst ein ähnliches Abenteuer bestanden und mit dem ich die Ehre hatte, über diesen Gegenstand in dem bei Gustav Rasch übel angeschriebenen Kaffeehause an der „Piazza dei Signori“ zu sprechen. Da ich nun einmal dieses Patrons erwähnt habe, so möge es mir auch gestattet sein, über dessen Werk „Touristen Lust und Leid in Tirol“ etwas Weniges zu bemerken. Wer sich das genannte Werk zum Reisebuch für Tirol wählt, der könnte leicht abgeschreckt werden, nach Vienz zu kommen, aus Furcht, mit gekrümmtem Rücken, gebrochenen Gliedern, verdorbenem Magen, halbverhungert und seines mitgebrachten Geldes entledigt, heimkehren zu

müssen. Vienz, in dem sich schon Träger aller weltlichen und geistlichen Würden theils längere, theils kürzere Zeit aufgehalten, den Papst etwa ausgenommen, Vienz, das Kaiser, Könige, Bischöfe, Minister, Statthalter, Generäle u. s. w. beherbergt hat, die sich über dessen Gasthöfe befriedigt ausgesprochen haben, — es vermag dem Schriftsteller Rasch keinen Stuhl zu bieten, auf dem er, ohne sich eine Rückenverrenkung zuzuziehen, sitzen kann, keinen Tisch, der die richtige Höhe hat, keine Speise, die ihm mundet. Die Gefährte der Vienzner Gasthöfe, die schon vielen der obbezeichneten hohen Persönlichkeiten gedient, sind Kumpelkästen, deren Besteigung große Übung in der Kunst des Balancirens erfordert. — Wäre es bei solchen Schilderungen in einem Reisebuche zu verargen, wenn der Großstädter, der den heißen Sommer in kühler Bergluft zubringen will, wenn der Tourist, der Fremde, der seine freie Zeit zum Besteigen der herrlichen Tiroler Berge zu benützen gedenkt, sich von Vienz abwenden, auf den Besuch der Väter der norischen Alpen, des Großglockners und Großvenedigers verzichten, und die Schweiz oder ein anderes, wenn auch ungleich uninteressanteres Gebirg Tirols frequentiren würde. Wenn Rasch nicht anderer Seits der Gegend von Vienz und den von dort aus bequem zu unternehmenden Gebirgstouren alle Ehre wiederfahren ließe, müßte man wirklich zu der Ansicht hinneigen, daß er, vielleicht bestochen vom Golde der Schweizer, sein Buch nur geschrieben habe, um die Fremden und Touristen von Vienz und der norischen Alpenwelt abwendig zu machen. Möchte Niemand, durch Rasch's

Geschreibsel umgestimmt, den Besuch der Pusterthaler Welt des Erstarrtseins unterlassen; es bieten sich ihm hier Genüsse dar, die, alle Schönheit und Erhabenheit, alle Anmuth und Lieblichkeit, alle Majestät und Pracht der Natur in sich vereinigend, vergessen lassen alles Ungemach, selbst wenn es in der von Rasch geschilderten Weise vorhanden wäre. Ich möchte aber auch jedem nach Vienz kommenden Fremden die Lektüre des Rasch'schen Werkes anrathen, damit er sich selbst überzeugen kann, wessen ein Sohn der rothen Erde fähig ist. Rasch dient uns übrigens trotz der Weitläufigkeit, mit der er Vienz und seine Bewohner behandelt, in keinem Betreffe als Cicerone in dieser Stadt. Auch bei seinen Bemerkungen über das alte römische Lontium verräth er eine solche Unkenntniß, daß man sich nur wundern muß, wie er sich erlauben konnte, darüber zu schreiben.

So reich die Gegend von Vienz an historischen Merkwürdigkeiten ist, so verhältnißmäßig arm dürfte Vienz an Kunstschätzen zc. sein. Wenigstens wissen die Reisebücher davon wenig zu erzählen. Wie überhaupt an kleineren Orten, so findet man auch in Vienz Kunstwerke, Alterthümer oder dergleichen fast ausschließlich nur in den Kirchen. Die Pfarrkirche von Vienz enthält denn auch manches hübsche und interessante Stück. Gleich beim Eintritte in dieselbe bemerkt man zu beiden Seiten der Kirche — unter der Emporkirche — das Monument des letzten Görzers, „Liebenhart, Pfalzgrave zu Karunthn Grave zu Görz und Brock“ und des Freiherrn Christof von Wolkenstein. Beide aus rothem Marmor gearbeitete Monu-

mente sind hübsche Zeugen der Bildhauerkunst, ersteres aus dem 16., letzteres aus dem 18. Jahrhundert. Das Blatt des Hochaltars ist ein ziemlich gutes Gemälde von Anton Zoller, den heil. Andreas, den Patron der Kirche, darstellend. Das Bild des mittlern rechten Seitenaltares glaube ich vortrefflich nennen zu können, es stellt die Anbetung des Heilandes durch die betlehemitischen Hirten dar. Die Gruppierung der Personen, die Colorirung, der Ausdruck hoher Ehrfurcht und Bewunderung in den Mienen der Hirten, der Freude der Gottesmutter und der väterlichen Sorge des heil. Josefs — alles ist gleich ausgezeichnet. Noch hübscher nimmt sich das Bild in einiger Entfernung aus, als in der Nähe. Der gegenüberstehende Seitenaltar, der sogenannte Kreuzaltar, steht bei der gläubigen Bevölkerung wohl in größtem Ansehen. Mit dem großen hölzernen Kreuze, das vor dem fast unenträthselbaren Altarbilde steht, hat es nämlich eine eigene Bewandniß. Wie die Sage, und nicht nur die Sage, sondern auch eine neben diesem Altare an der Kirchenmauer angebrachte Gedenktafel berichtet, stand einst — vor mehreren hundert Jahren vor dem Richter zu Vienz ein Zeuge, der einen feierlichen Eid abzulegen hatte. Als er geschworen, fielen von dem bezeichneten Kreuzfixe, das im Gerichtssaale sich befunden und vor dem er den Schwur geleistet, die drei Finger der rechten Hand, die beim Schwören in die Höhe gehalten werden, herunter, zum Zeichen, wie man alsbald erkannte, daß der Schwur falsch war. Die wiederholt gemachten Versuche, die Finger wieder an der Hand zu befestigen,

blieben erfolglos; man verzichtete endlich darauf und hängte sie, in Seide gefaßt, an die Hand. — Unter der vorbezeichneten Gedenktafel befindet sich an der Kirchenmauer ein Marmor-Monument befestigt, auf dem sich lediglich ein Wappen befindet. Leider ist es bei der ungünstigen Postirung des Monumentes nicht leicht möglich, die an den Randflächen desselben befindliche gothische Schrift zu lesen. (Dasselbe ist auch bei den vorerwähnten Görz'schen und Wolfenstein'schen Monumenten der Fall.) Wahrscheinlich würde dieselbe über das Geschlecht, dem dieses Wappen angehört und das sich wohl als Wohlthäter der Kirche erwiesen haben mag, Aufschluß geben. Die zwei hintersten Altäre sind neueren Styles und stehen zu den andern alten Steinaltären ziemlich unharmonisch. Sowohl diese zwei Altäre, als auch vieles andere verdankt die Kirche dem vor ein paar Jahren verstorbenen hochw. Herrn Dekan Volderauer, der unablässig an der Ausschmückung und Verschönerung dieses Gotteshauses arbeitete. Er war es, der mit großem Kostenaufwand an die Stelle des alten Mörtelaplasters den Boden mit Sandsteinplatten belegen ließ; ihm sind die geschmackvollen Gebetstühle, die hübschen Beichtstühle und die sehr schöne Kanzel, die kaum ihresgleichen im Lande haben dürfte, zu verdanken, ebenso die geschmackvollen Geländer der beiden zur Emporkirche führenden Treppen. Ihm verdankt auch die Kirche ihr gleichförmiges Gewölbe, denn, wie man mir erzählte, ließ ein früherer Dekan die „Rippen“ aus Tuffstein am Gewölbe des rechten Seitenganges herabschlagen, in der Absicht, diesen Flügel und

wahrscheinlich nach und nach die ganze Kirche nach Art des Presbyteriums umgestalten zu lassen. Zum Glück für die Kirche mochte ihn aber Gott früher abberufen haben, als er zur Ausführung seines Planes gelangte. Das Gewölbe blieb in seiner von den anderen Gewölbtheilen verschiedenen Gestalt, bis Volderauer es wieder mit hölzernen Rippen versehen ließ. Wahrscheinlich derselbe Dekan, der die vorangebeutete Umgestaltung beabsichtigte, ließ auch die gemeißelten Bogenwölbungen der drei Kirchenthüren mit Mörtel verschlagen und verwerfen; erst Volderauer kam auf den Gedanken, daß die Kirchthüren vielleicht einstens eine anders geformte Einfassung gehabt haben mochten. Er ließ einen Maurer versuchen, und richtig, seine Vermuthung, die wahrscheinlich durch hinterlassene Aufzeichnungen seines früheren Amtsvorgängers in ihm rege geworden, bestätigte sich: nach kurzer Arbeit waren die Steinmearbeiten blosgelegt und die Kirchthüreneinfassungen erhielten wieder ihre ursprüngliche und jetzige Gestalt. Interessant ist, daß der Maurer, der diese Arbeiten besorgte, der Enkel desjenigen war, der die Kirchthüreneinfassungen im Auftrage des Dekans verschlagen hatte. Zu früh noch starb Volderauer. Wer weiß, ob nicht die Kirche in einigen Jahren mit hübschen bemalten Glasfenstern versehen wäre, wenn er am Leben geblieben. Doch was er nicht mehr ausführen konnte, kann ja ein anderer vollbringen. Hoffen wir es. In Würdigung der großen Verdienste Volderauers sowohl im Allgemeinen, als auch vorzüglich in Bezug auf die Ausstattung des Gotteshauses, geht man dem Ver-

nehmen nach auch daran, demselben ein würdiges Denkmal zu setzen. Dasselbe soll angeblich am linken mittlern Kirchenpfeiler, gegenüber dem Denkmale des Defans Althuber angebracht werden. Meines — natürlich ganz unmaßgebenden — Erachtens wäre es aber viel passender, diese beiden Monumente an den zwei Pfeilern der Emporkirche, die Face selbstverständlich gegen den Hochaltar, zu postiren.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den Merkwürdigkeiten der Kirche zurück. Wir sind übrigens mit denselben ziemlich zu Ende, haben aber noch der fast 300 Jahre alten ausgezeichneten Orgel zu erwähnen, die sich im Chore der Kirche befindet, sowie eines Deckengemäldes am Plafond des Presbyteriums, das Pest, Hunger und Krieg ziemlich gelungen zur Darstellung bringt, und nebst den anderen umgebenden Figuren das Werk eines gewissen Mollth ist. Das Schönste und Kostbarste aber, was dieses ehrwürdige Gotteshaus enthält, ist leider an gewöhnlichen Tagen nicht sichtbar. Es ist dies eine kostbare Monstranze, funkelnd von Gold und Edelsteinen, Perlen und Diamanten. Dieselbe ist aus reinstem Gold und Silber gearbeitet. Kein unedleres Metall befindet sich an derselben. Eine Perlenchnur, die von einem vornehmen Fräulein gespendet wurde, präsentirt allein einen Werth von mehreren Tausend Gulden. Der Werth dieser Monstranze, die nur an Festtagen benützt wird, wird auf wenigstens 10.000 Gulden geschätzt. Auch an anderen, theils sehr alten Altarschätzen ist die Kirche ziemlich reich. Es erübrigt nun nur noch, über das Alter der Kirche zc. einiges

zu bemerken. Die Pfarrkirche wurde nach dem fürchterlichen Bergsturze von der Schleinitz, der im Jahre 1113 das in Folge der Einfälle und Zerstörungen der Wenden und Slaven zu einem Dorfe herabgekommene, vom jetzigen Patriasdorf bis gegen Oberlitz sich hinziehende Loncium zerstörte, auf der Stelle, wo sie jetzt steht, erbaut. Im 15. Jahrhundert wurde sie aber von einem Grafen von Görz im gothischen Styl mit großem Kostenaufwande neu hergestellt. Die Görzer erwiesen sich auch später noch als große Wohlthäter derselben. Die Kirche bietet jetzt für 4000 Menschen Raum. Der die Kirche umgebende Friedhof ist in einem Halbbogen — von Süden bis Ost — von hübschen Arkaden besetzt, die manches nicht uninteressante Gemälde enthalten. Ein vorzügliches Stück ist die Darstellung des jüngsten Gerichtes in der vom östlichen Friedhofthore ersten Arkade. In der dritten Arkade befindet sich die Ruhestätte des Edlen Andreas von Graben, muthmaßlich desselben, der die St. Michaelskirche am Rindermarke erbauen ließ. Freilich findet man dessen Figur in der genannten Kirche ganz anders dargestellt, als in seiner Grabstätte, wo er in halbaufgerichteter Stellung als ein kleines Männchen in Stein gemeißelt dargestellt ist. Mehrere schöne Grabsteine zeugen von der Liebe der Hinterbliebenen so mancher Verstorbener. Im Arkadengange rechts von der westlichen Eingangsthür sehen wir ein Freskobild als Andenken an den mehrgenannten Dekan Volderauer in Angriff genommen. Dasselbe dürfte nach seiner Vollendung, soviel sich aus den vorhandenen Grundrissen bis nun

beurtheilen läßt, eine Zierde des Friedhofes fein und feinem bescheidenen Schöpfer zum Lobe gereichen. Auch an interessanten Grabschriften fehlt es nicht. So steht nahe der östlichen Eingangsthür:

„Mit dem Schwerte, mit der Feder,
Fochtet er für's Vaterland.“

Der betreffende Streiter war nämlich Kanzlist. Bei der bezeichneten Eingangsthür sieht man auch noch die zwei Löwen, die nach Staffler in der Nähe von Rienz gefunden worden sein sollen. Mit der Pfarrkirche wären wir somit zu Ende. Die anderen Kirchen in Rienz enthalten wenig Interessantes. In der St. Michaelskirche am Rindermarkt befinden sich zahlreiche Gedenkzeichen an die Edlen von Graben, die die Kirche erbaut. Deren genaue Besichtigung war aber, da die Kirche nicht immer geöffnet zu sein scheint, nicht thunlich. Die Dominikanerinnen-Kirche enthält ein hübsches Altarblatt vom Venezianermeister Cosroe Drusi, die Heimsuchung Elisabeths durch Maria darstellend. Auch das Hoch-Altarblatt in der Franziskanerkirche ist gut. Das merkwürdigste Gebäude in historischer Beziehung ist wohl das Schloß Bruck, das sich westlich von Rienz auf einem Vorsprunge des dahinterliegenden Schloßberges, also auf dem Gemeindegrunde von Patriasdorf erhebt. Als einstige Residenz der Grafen von Görz, Sitz der Pfleger von Rienz, der Grafen von Wolkenstein, sowie schon wegen seines hohen Alters ist es immerhin beachtenswerth. Der Sage nach soll der Thurm schon bei Christi Geburt gestanden haben und wohl von den Römern erbaut worden sein, gleichwie das Schloß

auf den Ruinen eines Römerkastells erbaut sein soll. Als nach dem Bergsturze vom Jahre 1113 das Flußbett der Isel und die ganze Breite des Thales mit Schutt angefüllt war, floß das Wasser hinter dem Schloß heraus. So berichten Aufzeichnungen. Das Schloß Bruck wurde urkundlich aber erst zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts erbaut; es scheint also, als ob an seiner Stelle wirklich schon früher ein Gebäude gestanden. In der ehemaligen Fürstenburg ist nun ein Wirths- resp. Bräuhaus etablirt. Der größte Theil des weiten Gebäudes ist unbenützt. Nur einige Lokalitäten im ersten Stock wurden renovirt, sonst ist das ehrwürdige Gebäude sowohl äußerlich als innerlich ziemlich im alten Stande geblieben. Die Räume, die vor mehreren hundert Jahren vom Tritte geharnischter Ritter und dem Klange eherner Becher ertönt, wiederhallen nun vom Gelärme fröhlicher Zecher. Um das Bild des Vergangenen voll zu machen, kommt es auch nicht selten zu Streit und Kampf, welcher aber nicht mit flachen Degen, sondern mit Messerklingen, anstatt mit klasterlangen Lanzen, mit Stuhlfüßen ausgefochten wird, so zwar, daß nicht selten einer, wenn auch nicht in den Sand, so doch in den Staub der Wirthshausstube zu liegen kommen soll. Von der Spitze des massiven Thurmes genießt man eine prächtige Aussicht, das Iselthal hinauf und das Drauthal hinunter. Hier sieht man erst recht die Schönheit der Gegend von Lienz. Jeder Vergnügungsreisende, der nach Lienz kommt, sollte diesen Aussichtspunkt frequentiren — oder auf den Titel eines Vergnügungsreisenden verzichten. Auch

an Romanhaftem fehlt es nicht zu Bruck und die Strophe

— — — — —
„Wie deine Frauen liebten, sage mir!“

in H. v. Gilm's Gedicht: „Du altes Schloß“ 2c. wird trefflich beantwortet. Wenn man durch das Hauptthor in den Vorhof eintritt und zu den Fenstern der Schloßkapelle blickt, bemerkt man unter einem Fenster einen langen gelblichen Streifen. Die Sage berichtet, daß einst eine Frau Gräfin ihren Herrn Gemahl habe vergiften wollen, daß dieser aber den Gifttrank zum Fenster hinausgespieen habe, dieser Streifen also davon herrühre. Schloß Bruck ist auch als Ziel von Spaziergängen sehr geeignet, schon deßhalb, weil man dort alle leiblichen Wünsche befriedigen kann. Ich sage leiblichen Wünsche, denn leider ist kein Zeitungsblatt vorhanden, das nebenbei auch für geistige Bedürfnisse sorgen könnte. In der Route nach Schloß Bruck ist auch die einzige Gelegenheit in der Umgebung von Vienz, im Schatten von Obstbäumen zu wandeln. Der Besitzer des Schlosses hat den Hügel, den man zu selben hinaufsteigen muß, mit Bäumchen bepflanzen lassen, die ein kräftiges Wachsthum verrathen, und

— — — Nein es sind nicht leere Träume:

Setzt nur Stangen, diese Bäume — geben einst
noch Frucht und Schatten.

Frucht zwar werden sie ihrer Natur nach niemals geben. Die Hauptsache wird aber auch nur der Schatten sein, denn, wenn man jetzt so hinaufsteigt über den Hügel und die Sonnenstrahlen durch nichts verwehrt, von allen Seiten auf den armen Leib eindringen, bekommt man ganz gehörig warm.

Nicht vergessen kann ich auch einer Anlage, die sich am Fuße des Schloßhügels befindet, nämlich Ebenbergers Bierkeller. An den schönen Sommerabenden pilgert der Geschäftsmann, der den ganzen Tag hinter dem Comptoirtisch gefessen, der fleißige Handwerker, der den Tag über den Hammer geschwungen oder die Nadel fortwährend in Bewegung gehalten, — überhaupt, wer trautes Waldesdunkel (und gutes Bier) liebt, da hinaus und vergißt bei vollem Krüge und lustigem Regelspiel die Mühen des Tages. Morpheus findet dabei selten seine Rechnung, denn oft soll der zwölfte Glockenschlag gleichzeitig mit einem flinken Regelschub ertönen, oder wohl gar der anbrechende Morgen Zeuge sein, wie sich beide Parteien, Weiß und Schwarz, feindlich im Regelspiel bekämpfen. Anders ist es an Sonntagen. Da sind die Bauern Herren des Platzes und sie machen ihre Herrschaft auch geltend. Da wird nicht um einige Kreuzer zur Unterhaltung gespielt, wie an Werktagen die „Nabobs“ von Lienz es thun. Selbst zehn — zwanzig Kreuzer sind solchen passionirten bäuerlichen Spielern noch zu wenig, daher es auch nicht selten passiren soll, daß Spieler zehn — zwanzig Gulden binnen wenigen Stunden verlieren. Da liegen bisweilen Staats- und Banknoten auf den Tischen und dem Boden herum, daß man an einen großen Wohlstand der Spieler glauben möchte. Man muß da aber bedenken, daß viele Spieler ihr ganzes flüssiges Besizthum mitnehmen, um ja der Spiellust fröhnen zu können. Um dieses Thun zu begreifen, muß man halt eben an die Worte Staffler's denken, der sagt, daß der Puster-

thaler, und vorzüglich der Ostpusterthaler, am Abend beweint, was er am Morgen gethan, am nächsten Morgen es aber wieder thut. Im Bierkeller-Rayon erfreut den Besucher auch etwas, was er in der ganzen Gegend nicht wieder findet: schlanke, noch nie vom Beile eines Taxschneitlers verkrüppelte Fichten, wie man deren vielleicht auf hundert Meilen in der Runde nicht sieht, und es gewährt ein wahres Vergnügen, wenn man längere Zeit in den vom Schneitelsbeile heimgesuchten Waldungen herumgewandert ist, was bei Gebirgstouren unvermeidlich, wieder einmal einen wirklichen unverfälschten Fichtenbaum zu sehen. Etwas fehlt aber am Bierkeller: er ist nur von Nachmittag an geöffnet, während er Vormittags geschlossen bleibt. Vielleicht hat der gegenwärtige Besitzer trotz Rasch soviel Initiative, eine vollständige, den ganzen Tag geöffnete Gartenwirthschaft einzurichten. Es würde sich beim immer mehr zunehmenden Fremdenverkehr gewiß rentiren. Unterdessen vertritt Schloß Bruck's Wirthschaft würdig seine Stelle. Sehr dankbar würden viele Fremde dem Besitzer des Bierkellers sein, wenn er ihnen durch Offenlassen des Zuganges zu den Keller-Lokalitäten Gelegenheit böte, dieselben als Ruheplätze zu benützen.

So hätten wir denn Vienz ein wenig betrachtet. Wenden wir uns nun den Vienz umgebenden Ortschaften zu. Die Reisebücher erwähnen hübscher Promenaden nach Amlach, Tristach, Leisach, Dölsach, Jungbrunn, Aufsdorf, Oberlienz, Leopoldsrube 2c. Die meisten der genannten Orte verdienen diese Anerkennung als Promenadepunkte, wenn auch in Betreff

der Annehmlichkeiten des Zuganges zu diesen Orten noch manches zu wünschen übrig bleibt. Den hübschesten Promenade - Ausgangspunkt würde wohl das Bad Leopoldsrube — am südlichen Abhange des Schloßberges — bilden, wenn Küche, Keller und Bedienung mit der schönen Lage des Bades konkurriren würden, den Aufenthalt dortselbst angenehm zu machen. In Leopoldsrube liegt sogar ein großes Wienerblatt auf, was nur noch von einem der anderen genannten Orte gesagt werden kann. Das weiter auswärts gelegene Leisach hat einen guten Gasthof; der Kaffee schmeckt in dem hübschen Gartenhäuschen oder im freien Garten unter einem Obstbaum ganz vortrefflich. Einer der angenehmsten Spaziergänge ist der nach Amlach, dem kleinen waldbversteckten Dörfchen unter den nördlichen Abhängen des Raachkofels. Der Weg dahin führt nach Ueberschreitung der Draubrücke südwestlich von Wienz beständig durch Felder, in denen zur Zeit des Mähens oder der Ernte reges Leben herrscht. Fast melodisch klingen die Töne, die die Mäher mit dem Wezsteine den Sensen zu entlocken wissen. Nach halbständigem Gange empfängt uns der Garten des Wirthes zu Amlach. Wir setzen uns an einem der im Garten stehenden Tische — wenn uns heimtückisch ein Regenwetter überfällt, können wir uns gleich in's Gartenhäuschen flüchten und den köstlichen Kaffee, den man kaum irgendwo besser trinkt, als in Amlach, oder die vortreffliche Butter dort einnehmen. Auch Keller und Küche sind in Amlach gut bestellt. In einer Viertelstunde gelangen wir von Amlach nach Tristach. Rasch beklagt in seinem „Touristenleid“,

daß man auch nicht eine Tasse Kaffee in Tristach haben könne. Seit einem Jahre ist diese Klage unberechtigt. In Tristach existirt nun ein Wirthshaus und der Kaffee schmeckt gar nicht so übel. Größere Anforderungen wird man an dieses Gasthaus, zu dessen Auffindung schon bedeutender Scharfsinn erforderlich ist, freilich noch nicht stellen können. Zweigen wir aber bei unserem Gange von Amlach weg nach ein paar Hundert Schritten rechts ab, so gelangen wir am St. Ulrich-Kirchlein vorüber in einer halben Stunde zum Tristacher See. Auf halbem Wege dahin bemerkt der aufmerksame Wanderer auf einem zur Linken liegenden Hügel die fast gänzlich von Moos bedeckten Ruinen des Schlosses Ehrenburg, das schon vor 600 Jahren gar stolz in die Gegend von Rienz geschaut haben mag, denn die Annalen der Geschichte nennen schon im dreizehnten Jahrhundert mehrere Herren dieses Schlosses. Dessen Steine dienten vor einigen Jahrzehnten zum Baue der Kirche in Tristach, und es sind nur mehr wenige Grundmauern übrig. Bald wird man von einem einstigen Edelsitze keine Spur mehr sehen. Mit traurigen Betrachtungen über die Vergänglichkeit alles Irdischen kommen wir an den See. Der Eindruck, den dessen Anblick hervorbringt, ist auch kaum geeignet, unsere Seele fröhlich zu stimmen. Ernst, von keinem Lüftchen bewegt, liegt er da, gegen Norden und Osten vom Walde, gegen Süden und Westen vom Rauchkofel begränzt, dessen Wände senkrecht hinansteigen. Mit gewaltigen Steinmassen ist das zwischen dem See und dem Berg befindliche Terrain bedeckt, — Zeugen

der Lawinen, die im Frühling mit donnerndem Getöse herabstürzen. An dieser Seite mag der See ziemlich tief sein, während an der gegenüberliegenden der Grund weit hinein sichtbar ist. Zu beiden Seiten des Sees führt ein Fußweg herum. Wenn eine ungetrübte Sonne den See bescheint und sich in demselben spiegelt, wenn hundert und tausend kleiner Fische am Rande herumschwimmen, zudem noch im Wald der Gesang der Vögel ertönt, — dann erscheint der Platz des Tristacher See's als ein kleines Elisium. Völlig unheimlich wird es aber, wenn ein schweres Gewitter im Anzug ist: fast schauerlich wird dem einsamen Menschen zu Muth, Ossians Geister ziehen an seiner Seele vorüber, er sehnt sich nach Menschen und eilt dem Südostende des Sees entgegen, um von dort über eine Wiese und dann durch den Wald nach Bad Jungbrunn zu gelangen, das er in einer halben Stunde erreicht. Freundliche Wirthsleute nehmen ihn auf und kredenzen guten Wein; eine Flasche des ausgezeichneten Wassers steht alsbald auf dem Tische; treffliche Forellen harren im Behälter, um den städtischen Feinschmecker zu befriedigen; Wannens-Bäder sind jeder Zeit zu haben. Bad Jungbrunn erfreut sich seit 300 Jahren einer starken Frequenz. Für den etwas mehr als einstündigen Gang von Trienz ab belohnt schon das ausgezeichnete Wasser. Nach dreiviertelstündigem Gange kommen wir von Jungbrunn nach Dölsach, das sich als Promenade-Zielspunkt auch besonderer Frequenz erfreut und von Trienz bequem in $1\frac{1}{2}$ Stund erreicht wird. Obgleich Dölsach sehr hübsch gelegen ist, und der Spaziergänger dort im

trefflichen Putzenbacher'schen Gasthause alles findet, was die andern Ausflugsorte ihm bieten, so würde es doch der Entfernung wegen kaum eines starken Besuches zu rühmen haben, wenn nicht ein Faktor wäre, der jeden Fremden nach Dölsach hinzieht: das Bild Deffreggers in der Kirche zu Dölsach. Wie bekannt, hat der ruhmgekrönte Meister für die Dölsacher Kirche, zu der auch sein Heimatsort eingepfarrt ist, ein Altarblatt geliefert. Dasselbe befindet sich am rechten Seitenaltar und stellt die heil. Familie dar. Ueber das Bild selbst etwas näheres zu bemerken, halte ich wohl für überflüssig, da es ohnehin schon vielfach besprochen wurde. Wie uns unser Cicerone erzählt — denn leider ist die Kirche an Werktagen nicht geöffnet und muß der Schlüssel erst requirirt werden — ist das Bild auf 21.000 fl. bewerthet. Ober Dölsach, in 5 Minuten über einen hinter der Kirche hinanföhrnden Weg erreichbar, erblickt man die Ruinen des Schlosses Wallenstein, nach einer Version die Ahnenburg des berühmten Herzogs von Friedland. Bergeinwärts von dieser Ruine steht das Geburtshaus Deffreggers, ein stattliches Bauernhaus. Von Dölsach zweigt der Weg über den Iselsberg ab, die nächste Verbindung mit dem Müllthale und somit Heiligenblut. Der Wirth Putzenbacher in Dölsach hat in Anhoffung der Touristenschaaren, die jährlich im Sommer diesen Weg benützen sollen, und für die bei ihm Reitgelegenheiten zu haben sind, sein Gasthaus bedeutend vergrößert und mit vielen Fremdenzimmern ausgestattet. Heiligenblut verliert aber mehr und mehr von seiner Bedeutung als Glockner = Chamouny

und wird diese Stelle nach und nach fast ganz an Kals abtreten müssen. In der Richtung gegen Kienz liegen von Dölsach weg die Ortschaften Göriach und Stribach, letzteres am Fuße des Iselberges. Nach Stribach kommt Debant. Auf der Strecke zwischen diesen beiden Orten wurden vor nicht langer Zeit Ausgrabungen gemacht, die klar das einstige Vorhandensein einer römischen Ortschaft an diesem Orte bewiesen. Auch römische Gräber wurden gefunden. Weiter gegen Kienz nach Uberschreitung des Debantbaches gelangen wir nach Nußdorf. Auch im Rayon von Nußdorf wurden durch Ausgrabungen römische Badelokalitäten bloßgelegt. Da der Platz vom heutigen Oberkienz bis Patriasdorf als eigentlicher einstiger Standort der Römermansion Loncium angesehen wird, so scheint es also, als ob mehrere römische Niederlassungen in dieser Gegend bestanden. Doch wir wollen uns hier in keine langen geschichtlichen Forschungen einlassen; wir treten in das neu hergerichtete Wirthshaus zu Nußdorf, ganz nahe der Kirche, um uns durch einen Schluck mittelmäßigen Weines oder eine Tasse Kaffee zu stärken. Nun kehren wir über Feldwege nach Kienz zurück, nachdem wir die von Kienz westlich, südlich und östlich gelegenen Promenadenpunkte besucht. Die noch übrigen berühren wir ohnehin bei unseren Gebirgsfahrten.

Ein reiner, wolkenloser Himmel ladet uns ein, den eigentlichen Zweck unseres Hierseins zu vollbringen: Bergtouren auszuführen.

Auf die „weiße Wand“.

Auf den Berg, wo die Blümlein blüh'n,
Si, dahin möcht' ich zieh'n.

Bevor wir — c'est-à-dire moi et mon ami — an die Ausführung schwierigerer Touren schreiten wollten, beschloffen wir, dem „Rigi des Pustertthals“, der „weißen Wand“ einen Besuch zu machen. Eines schönen Augustmorgens stiegen wir in den Stellwagen, der vom Gasthause zur Sonne in Trienz täglich bis „unter die Huben“ fährt. Nach zweistündiger Fahrt kamen wir nach St. Johann im Walde, wo wir abstiegen, indem die Besteigung der weißen Wand meistens von dort aus unternommen wird. Unser Plan ging dahin, die weiße Wand gemächlich den ganzen Tag über zu erklimmen, bis Sonnenuntergang auf derselben zu verweilen, um dieses Naturschauspiel betrachten zu können, und dann zur Alpenhütte zurückzukehren, dort die Nacht in duffendem Alpenheu zu verbringen und am andern Tage wieder nach St. Johann zurückzukehren. Da wir zur Ersteigung der weißen Wand von St. Johann aus nur 4 Stunden Zeit benöthigten, so hatten wir Muse genug, uns im Wirthshause gütlich zu thun. Wir thaten dem zwar nicht lukullischen, aber immerhin guten Mahle alle Ehre an, vergaßen auch nicht mehrere Flaschen guten Spezialweines ihres Inhaltes zu entleeren. Schließlich versorgten wir uns noch für den Marsch mit einem ganz gewichtigen Quantum saftigen Schinkens &c. und auch der Wein wurde nicht vergessen. Nach 12 Uhr setzten wir uns also, mit mächtigen Gebirgsstöcken bewaffnet, in

Marsch. Nach einigen Hundert Schritten über Acker- und Weideland gelangten wir alsbald an eine Stelle, wo man den hübschen Michelbach-Fall — einen der schönsten Wasserfälle — gerade vor sich hat und von seinem Staubregen erreicht wird. Prachtvoll stürzt er sich in einer Höhe von beinahe 100 Fuß über eine Felschlucht herunter, seine Umgebung mit einem ungemein feinem Staubregen benetzend. Von dieser Stelle weg gelangt man nach wenigen Schritten zum Beginn des Fußsteiges, der zum Aufstiege zu den Michelbach-Höfen dient. Wer noch nie eine eigentliche Gebirgstour unternommen, bekommt hier gleich einen Begriff von einem Bergpfade. Beständig über Steine, zur Seite manchmal tiefe Abgründe, dann vollständig in den ziemlich gelichteten Fichtenwald eintretend, führt der Weg zu den Michelbacher Gütern und Häusern hinan, die man von St. Johann aus bequem in anderthalb Stund erreicht. Dort sagt man uns, daß wir zwischen zwei verschiedenen Wegen, von denen der eine etwas kürzer aber beschwerlicher, wählen können. Wir ziehen den längeren und gemächlicheren vor, der sich ober den Michelbacher Häusern links hinzieht. Zu unserer Linken ziehen sich bis zum Rand des unten rauschenden Baches Wiesen hin, während zu unserer Rechten der Wald sich ausbreitet. Nach kaum halbstündigem Marsche haben wir — rückwärts blickend — schon eine Ansicht der Nachbarn des Großglockners, während dieser selbst noch durch einen vorstehenden Waldesabhang verborgen wird. Wir marschiren immer weiter, fortwährend neben einer Wasserleitung, deren Wasser zum Betriebe einer unten

stehenden Säge bestimmt ist. Der Weg ist für einen Gebirgssteig ziemlich gut, wenn auch an manchen Stellen zum Kniebrechen geeignet. Endlich kommt die Alpenhütte in Sicht. Wir freuen uns schon, nun vielleicht einen hellen Jodler oder ein frisches Alpenlied, gesungen von einem fröhlichen Hirten oder einer dito Sennerin, zu vernehmen. Doch nichts — kein Laut stört die heilige Ruhe, kein Vogel läßt sich hören und nur das Auge dient dazu, den Beweis zu liefern, daß irgend ein lebendes Wesen sich auf der Alpe befinde, denn dort auf dem Hügel erspäht es einige gemächlich grasende Kühe, und auf der Höhe neben der weißen Wand, die nun sichtbar geworden, erblickt es einige Pferde, die in tollem Uebermuth die Kühne Sprünge machen. Doch nicht zur Viehschau sind wir hieher gekommen, Berge wollen wir schauen — aber was hindert uns daran — drehen wir uns um — und uns fast gegenüber präsentiren sich Berge, Riesen, Kühn aufsteigende Gefellen, die Kameraden des schnee- und eisbedeckten Hochschobers. Und dort weiter gegen Norden zieht sich eine lange, schneeweiße Wellenlinie hin, Eisgefilde dehnen sich darunter aus, wir sehen einen sich über seine Umgebung erhebenden Felsen mit einem Absatze, schon sind wir daran, ihn als Großglockner zu begrüßen, da belehrt uns noch rechtzeitig ein Blick auf die Karte, daß dies der Großglockner nicht sein könne. Um bald an seinem Anblicke uns zu erfreuen, machen wir uns wieder auf, begeben uns aber vorläufig nach der Alphütte, die wir nach einigen Hundert Schritten erreichen. Wir schritten eine kleine Treppe hinan und hofften, schon im nächsten

Augenblick vor einer schmucken Sennerin zu stehen, — doch welche Enttäuschung, — da kommt aus dem „Goden“ ¹⁾ ein altes Mütterchen und mustert uns mit Blicken, die etwa sagen wollen: „was mögen wohl das wieder für Bergfexen sein“ — denn, daß wir weder zum Ankauf von Vieh, noch zu einem andern derartigen Zwecke gekommen waren, mochte es wohl gleich erkannt haben, und unsere Fernröhre waren auch ganz gut geeignet, ihm den Zweck unseres Kommens zu verrathen. Wie allgemein auf den Alpen, war nach einem Gruße und einem „Wie weit noch heut, auf die Höh“? das Erste, uns Milch anzubieten, welches Anerbieten wir auch dankbarst annahmen. Als bald saßen wir an einem reinlichen Tische bei einer Schüssel rahmiger Milch, die uns nach einem streifstündigen Marsche trefflich mundete. Da ertönten die schweren Tritte eines „Tschoggel“ ²⁾ tragenden Menschen in der Flur und im nächsten Augenblicke zeigte sich unter der Thür die Gestalt eines berben Hirten, der schielend, mit Roth tättowirt, gerade keines freundlichen Exterieurs sich rühmen konnte. Als er uns erblickte, schien er sich zurückziehen zu wollen, doch da wir ihn ebenfalls schon gesehen hatten, so entschloß er sich eines andern und trat zu uns ein.

1) Kammern, wo die Lebensmittel, sowie Geräthe zc. aufbewahrt werden.

2) Tschoggel, Boggl heißen die von allen Hirten getragenen sandalenartigen Holzschuhe. Die Italiener nennen sie soccoli, das Wort dürfte daher wahrscheinlich aus dem Italienischen stammen. Auf der vorjährigen Weltausstellung waren auch Tschoggel zu sehen, die freilich nur Miniatur-Ausgabe — im Vergleiche mit echten — waren.

Wohl wissend, welch geringes Interesse die meisten Hirten und Alpenbewohner überhaupt an der großartigen Gebirgsnatur nehmen, vermieden wir es, ihm gleich mit daraufbezüglichen Fragen zu kommen. Wir erkundigten uns vielmehr scheinbar sehr angelegentlich um die Alpenverhältnisse, die Zahl der Viehstücke 2c. Da war er in seinem Elemente. Denn nichts geht dem Hirten über sein Vieh, an dem er mit unglaublicher Liebe hängt. Auf 1000 Schritte Entfernung erkennt ein richtiger Hirte jedes Viehstück, d. h. er weiß, wem es zugehört, und doch hat ein Hirte 50—100 Stücke unter seiner Obhut. Und alle diese Stücke muß er gleich am ersten Tage kennen lernen, muß wissen, wem jedes einzelne gehört. Das Interesse, das der Hirte an unseren Fragen nahm, war daher erklärlich. Er wurde gesprächig, und als wir ihm gar von dem Inhalte der mitgebrachten Flaschen mittheilten, wurde seine Gefälligkeit immer größer. Er fragte, ob wir nach der weißen Wand gehen wollten, und erzählte, nachdem wir dies bejaht, daß er soeben von dort komme. Wir verfügten uns hierauf vor die Thür der „Gose“ ¹⁾. Hier zeigte er uns, wie wir zu gehen hätten, um am schnellsten hinaufzukommen. Nie kam hiebei das Wort „Steig“, „Weg“ oder „Steg“ über seine Lippen, in den Alpen spricht man nur von „Trojen“ ²⁾. Wir hatten bis zur

1) So werden die Alpenhütten benannt. In denjenigen Alpen, in denen Milchwirthschaft getrieben wird, nennt man sie auch wohl „Kasa“. Der Ausdruck mag wohl vom italienischen casa = Haus kommen.

2) Dies ist die Bezeichnung der Steige in den Alpen, und

Höhe ober der weißen Wand, die scheinbar ganz nahe war, noch eine Stunde emporzusteigen. Da der Untergang der Sonne erst nach 7 Uhr erfolgte, so weilten wir noch längere Zeit in der Alphütte, brachten den Handel wegen Ueberlassung eines Nachlagers in's Reine und diskutirten mit den beiden Leutchen über dies und jenes. Um 5 Uhr, nach mehr als einstündiger Rast, verließen wir die Hütte, um das Ziel unserer Fahrt zu erreichen. Nach halbstündigem Gange kamen wir an den Fuß der weißen Wand. Nun aber begann der beschwerlichste Theil der ganzen Tour. Sehr steil mußten wir über das rasige Terrain hinanklimmen; wie beneideten wir die Ziegen, die soeben ein jugendlicher Hirte gegen die weiße Wand trieb, und die mit gazellenartiger Leichtigkeit einhersprangen, um ihre Schnellfüßigkeit. Ein Beispiel von Gleichgiltigkeit oder Unwissenheit lieferte uns dieser Hirte. Ich fragte ihn, blos um ihn zu prüfen, ob der höchste Punkt, den wir in der Glocknergruppe sahen — es war glaublich der Hohenwartkopf, den Glockner konnte man noch nicht sehen — der Glockner sei, und richtig bejahte er es. Er hätte uns vielleicht auch den Hochschober als den Benediger bezeichnet.

zwar werden so in den meisten Alpen alle Steige genannt, nicht nur, wie ein Deseregger Gelehrter meint, die Wege, auf denen die Kühe getrieben werden. Woher dies Wort kommt, darüber sind die Gelehrten noch kaum einig. Da aber ein Gelehrter es zum latein. *trames* (it. *trains*) stellen will, was von andern wieder nicht angenommen wird, so möge mir auch erlaubt sein, auf das friaulische *troso*, das soviel bedeutet als Fußsteig, aufmerksam zu machen, um so mehr, als sich viele pusterthaler Idiotismen aus dem Italienischen erklären lassen.

Wir stiegen weiter aufwärts und es war wirklich sehr steil. Doch —

Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn!

Endlich nach mühsamem Aufstiege erblickten wir auf der Höhe der weißen Wand ein Kreuz. Noch kaum hundert Schritte und wir standen am Ziele! Die Aussicht war überraschend. Der erste Blick galt begreiflicher Weise dem Großglockner, der, kühn inmitten eines ungeheuren schnee- und eisbedeckten Felsenfeldes sich uns gerade gegenüber — im Nordosten — zeigte. Lange verweilte der Blick auf den glänzenden Schneefeldern und senkte sich endlich immer tiefer herab, um auf den Häusern von Rals mit Wohlgefallen zu verweilen. Dann wendete er sich nördlich, — und da lag in einem Bergkessel das freundliche Windischmatrei; hinter dem Orte die Mauern Weißensteins, und dort der lange weiße Streifen, der sich über eine senkrechte Wand herabzog, das war der Wasserfall von Proseck, und noch weiter hinten im Thale zeigten sich dem Auge grüne Gefilde, die Felder und Wiesen von Berg und Grub. Nun wollen wir uns an dem Anblicke des Großvenedigers laben, aber — o weh, unbarmherzig verdeckt der Zuenig die Spitze des Venedigers, und eine ganze Schaar von Bergen; der Stanzing, Thorkogel, Mellitzkogel, Steinkastkogel und noch viele andere, die sich zwischen dem Deseregger- und Birgen- und Prägratter-Thale erheben, sind eifrig bemüht, uns das ganze Panorama des Venedigers zu verdecken. Und wirklich vermag nur ein kleiner

Streifen, der allerdings in nächster Nähe des höchsten Benedigerpunktes liegt, zwischen dem Zuenig und dem Defereggerkopf sich zu zeigen. Wo blieb aber die Gruppe des Hochgalls? (Antholzergruppe) die konnte nur durch den Gebirgsrücken, der sich von unserem Standpunkte beim Kreuz hinaufzog, verdeckt sein. Wir steigen hinan, und wirklich, der 10.880 Fuß hohe Hochgall war unseren Blicken unterthänig. Ebenso seine Nachbarn, der Riesenock, Großrothstein, das Rütthnerhorn ¹⁾. Weiter gegen Südwesten erblickten

1) Diesen Namen hat dieser Gipfel erst seit dem Jahre 1861 Am 13. September des genannten Jahres wurde vom k. k. Oberstlieutenant Carl Edlen v. Sonklar die Umtaufe des Namens „Schneeibige Rock“, den dieser Gipfel bis dahin hatte, beschlossen und in Zeugengegenwart vollzogen. Der hierüber halb im Scherz, halb im Ernst ausgesetzte Taufschein ist zu interessant und originell, als daß wir dessen Wortlaut den Lesern vorenthalten könnten. Er lautet:

T a u f s c h e i n !

In Anbetracht des Umstandes, daß der Name „Schneeibige Rock“, welchen der südlich von St. Wolfgang im Raintale in Tirol liegende, nach vorläufiger Berechnung ungefähr 10.700 W. F. hohe und der Antholzer-Gebirgsgruppe angehörige Gipfel führt, weder sonderlich ästhetisch klingt, noch auch der Pracht und Schönheit des besagten Gipfels angemessen ist;

In Anbetracht ferner der Verdienste, welche sich der als kühner Bergsteiger rühmlich bekannte Herr Doktor Anton von Rütthner, Hof- und Gerichts-Advokat in Wien, um die topographische Durchforschung unserer Alpen bereits erworben hat und noch erwerben wird;

In Anbetracht endlich des Rechtes, welches mir, Carl von Sonklar, k. k. Oberstlieutenant, in Folge meiner Priorität bei der Höhenbestimmung des in Rede stehenden Gipfels, bezüglich seiner Namengebung, nach altem Gebrauche zusteht, — habe ich, auf der Spitze des circa 8680 W. F. hohen Stuttenock bei

wir den Regenspitze, dann den Bockstein, der die Aussicht nach dieser Richtung schließt, und eine Menge anderer nicht schneebedeckter Gipfel, die das Michelbachthal umstehen. Gegen Süden und Südosten erhoben sich die schauerlichen, wildzerrissenen Gebirgsriesen, der Spitzkofel, Kreuzkofel, Hochstaßl und so fort in ununterbrochener Reihenfolge bis zu den fernen Bergen Karinthens. Und der Rauchkofel, der von Trienz aus als ein riesiger Koloss erscheint, gleich einem Zwerge neben den hinter ihm sich erhebenden Riesen. Im Grunde der von den Bergen Tirols und Karinthens gebildeten Mulde konnte man Oberdrauburg und einige andere Orte unterscheiden, während der Weissen-See nicht mit Bestimmtheit erkannt werden konnte. Dann schweifte der Blick über das von der Drau durchzogene Drauthal herauf, um auf Trienz zu haften mit

St. Wolfgang, meinem trigonometrischen Standorte, stehend, die Umtaufe der Schneebigen Kock auf den Namen

„Ruthnerhorn“

beschlossen und durch dreimalige laute und feierliche Ausrufung dieses neuen Namens unter Zeugenschaft meines Führers, des Schullehrers und Küsters zu St. Wolfgang, Johann Bacher, vollzogen.

Auch wurde die Göttin Mnemosyne, unter reichlicher Libation, dahin angerufen: sie möge hinfort den Namen Schneebige Kock in das wohlverdiente Dunkel der Vergessenheit hüllen, dafür aber den Namen Ruthnerhorn bei der Mit- und Nachwelt in Uebung bringen und erhalten.

Zum Zeugniß dieses Taufaktes wurde die gegenwärtige Urkunde am 13. September 1861 abgefaßt und mit meinem und der Zeugen Insiegel versehen.

St. Wolfgang im Rainthale, Bezirk Taufers in Tirol, am erwähnten Tage.

(Unterschriften.)

seiner stattlichen Pfarrkirche, deren Thurm man mit bloßem Auge leicht hinter den grünen Fichtenbäumen eines Wäldchens hervorleuchten sah. Alsdann kommt Oberlienz an die Reihe mit seinem neuerbauten Thurme und den dito Häusern: über dunkle Wälder zieht der Blick nach Oberleibnigg, dessen Kirchlein auf einem senkrecht abfallenden Felsen erbaut, und von Oberleibnigg auf die drei Bergspitzen, die gewaltig kühn darüber sich aufthürmen: der Chef der Schobergruppe, der 10.247 Fuß hohe Hochschober und seine Kollegen, der Rothspiz und das Kreuzeck. Nicht leicht dürfte es ein Gebirge geben, das so kühne Gipfelsformen aufzuweisen hat, wie die Gruppe des Hochschobers. Fast ohne Ausnahme haben alle Gipfel dieser Gruppe Zuckerhutform, so die drei bereits genannten, dann der Göstnitzspiz, der Christialing, der Krucekopf, der Seuchenkopf &c. Unsere Rundschau war nun zu Ende; es war aber auch an der Zeit, unsere Aufmerksamkeit dem Sonnenuntergange zuzuwenden, der nun erfolgte.

Schon lagen die Thäler im Schatten, noch waren aber alle Bergspitzen vom goldenen Strahl beschienen. Doch immer höher und höher stieg der Schatten, unser Standpunkt war demselben bereits versallen, noch zitterten einige Strahlen um die Zacken des Spiz- und Kreuzkofels bei Lienz, bis auch diese in Schatten sanken; länger hielten die Angehörigen der Schobergruppe aus, auch die Schleinitz war noch beleuchtet.

In unvergleichlichem Glanze standen aber noch die Firnselder des Großglockners. Und als alles andere im Schatten versunken war, da überflamnte

noch goldiger Schein den zuckerhutförmigen Glocknerfriz. Endlich zogen auch von diesem die Strahlen sich weg, alles, so weit das Auge reichte, lag im Schatten. Da zeigte sich noch eine herrliche Röthe am westlichen Himmel, die sich auf den weißen Feldern des Glockners wiederstrahlte. Endlich verschwand auch dieses und die Fittige der Nacht begannen sich über Berg und Thal auszubreiten. — Wir eilten abwärts der gastlichen Hütte zu. In einer halben Stunde hatten wir sie erreicht; wir fanden die Sennerin kochend, während sich ihr Gespons noch draußen zu schaffen machte. Die erste Frage war, wie es uns gefallen habe. Und als wir natürlich unser Entzücken kundgaben, schaute uns das Mütterchen mit einem mitleidigen Lächeln an. Es konnte ja nicht begreifen, wie man, bloß um Berge zu sehen, einen solchen Marsch machen könne. Wir setzten uns in der Küche und begannen unseren mitgebrachten Lebensmitteln zuzusprechen, während wir das freundliche Anerbieten des Mütterchens, uns eine Speise zu bereiten, ablehnten. Mittlerweile waren noch zwei andere Hirten, die wir früher nicht gesehen hatten, in die Hütte gekommen. Die Biere setzten sich an den Tisch und setzten den Speisen tapfer zu; dabei ging es ziemlich einfüßig her, was wohl unsere Anwesenheit verursachen mochte. Denn wenn der Alpenbewohner auch nicht scheu ist vor den besuchenden Fremden, so zeigt er doch eine gewisse Zurückhaltung, aus der er nicht gern austritt, wenn man sich auch noch so freundlich zeigt. Uebermäßige Freundlichkeit macht ihn vielmehr eher noch zurückhaltender und sogar mißtrauisch, daher

man im Umgange mit ihm immer selbst eine gewisse Zurückhaltung bewahren muß. Nachdem das Abendessen beendet, ersuchten wir, uns unser Lager zu zeigen, denn die, wenn auch verhältnißmäßig kleinen Strapazen des Tages hatten uns tüchtig ermüdet. Das Mütterchen wies uns ein Bett an, das sich in einer an die Küche anstoßenden Kammer befand, und das uns von den zwei Hirten abgetreten worden war. Offen gestanden, hatten wir keine rechte Lust mit diesem Nachtlager; wir würden fast frisches Heu vorgezogen haben, denn die Betten in den Alphütten sind meistens nichts weniger als reinlich. Waschen sich ja manche Hirten den ganzen Sommer über während der Hützeit auch nicht ein einziges Mal, indem sie fest glauben, dadurch das ihnen anvertraute Vieh vor allem Unglück zu bewahren! Die Kammer, in der wir schliefen, stieß, wie gesagt, an die Küche, wir konnten daher, auch ohne speziell zu horchen, hören, wie die Leute daselbst redeten, und einzelne Worte, die wir verstanden, zeigten genugsam, daß wir der Gegenstand des Gespräches waren. Wir schliefen aber bald ein und schliefen ganz vortrefflich, wozu freilich unsere Müdigkeit viel beigetragen haben mag. Um 4 Uhr wurden wir nach unserem Wunsch geweckt. Wir wollten nämlich auch noch den Sonnenaufgang betrachten. Bald war unsere Toilette vollendet, obgleich es mancherlei Anstände hatte. Der Sonnenaufgang war natürlich prachtvoll. Glühend schlich die Scheibe hinter den fernen Bergen Karinthiens herauf und überfluthete alsbald alles mit ihrem Scheine. Ueber die fernern Berge legte sich aber eine gewisse, un-

durchsichtige, schwer zu beschreibende, atmosphärische Schichte, die deren Anblick trübte. Beim Sonnenuntergange hoben sich die fernen Spitzen viel reiner vom Firmament ab. Schon ziemlich hoch stand die Sonne am Himmel, als wir uns zur Abreise rüsteten. Die Hüttenbewohner, die uns ein gastlich Obdach gewährt, waren befriedigt; mit einem herzlichen „G'üt Euch Gott“ nahmen wir Abschied und gingen. Beim Rückweg beschloffen wir, den kürzeren Weg zu benutzen. Wir gingen zuerst von der Hütte weg in schräger Richtung über Weide- und Wiesgrund, dann ging es ziemlich steil über den Wald hinab. Als wir die Strecke über die Wiesen zurückgelegt hatten und in den Wald eintraten, wurde die ganze Glocknerumgebung sichtbar und blieb es bis nahe an die Michelbacher Höfe. Ein paar Hundert Schritt ober dem letzten dieser Häuser hat man, von unten heraufkommend, den ersten Anblick des Vaters der norischen Alpen. Wer nur eine Ansicht des Glockners haben will, thut ohne Zweifel am Besten, diesen Punkt zu wählen. Von Lienz erreicht er mittels Wagen St. Johann im Wald und von dort gelangt er in anderthalb Stund zu diesem Plätzchen. Im Gasthause zu St. Johann findet er gute Bedienung. Die Tour läßt sich ganz bequem in einem Tage ausführen. Die Ansicht des Glockners ist allerdings nicht so imposant, als z. B. von Heiligenblut aus; wenn man aber noch weitere 2 Stunden geht, um zur weißen Wand zu gelangen, so hat man von dort eine Ansicht des Glockners, die nach dem Ausspruche einer Autorität, nämlich Franz Keils, der von Heiligenblut aus an

Schönheit nicht im Mindesten nachsteht. Und auch diese Tour ist bequem in einem Tage ausführbar; Nachts ist man wieder in einem Vienzer Gasthose. Von Wienz nach Heiligenblut und zurück benöthigt man aber zwei Tage. Noch bequemer, da man nur eine Stunde zu Fuße gehen muß, erreicht man eine Ansicht des Glockners, wenn man von Huben weg, bis wohin gefahren wird, zum Weiler Staniska im Kalsertthale hinansteigt. Die Ansicht, die man hier vom Glockner hat, ist aber sehr beschränkt. Ich finde selbst die Ansicht der Glocknergruppe, die sich vom Kaiser- (Matreier-) Thörl aus bietet, nicht so imposant, als die Ansicht von der weißen Wand. — Wir lassen aber den Glockner ruhen und steigen den Berg hinunter, um wieder nach St. Johann zu gelangen, von wo wir am vorigen Tage ausgegangen. Dort angekommen, wurde ein tüchtiges Frühstück eingenommen; dann zu guter Stunde, noch bevor einer der von Wienz täglich das Iselthäl befahrenden Wägen St. Johann passirt hatte, machten wir uns auf den Weg, um zu Fuß Huben zu erreichen. Von dort aus wollten wir uns dann nach Kals und auf den Glockner begeben.

Auf den Großglockner.

Salut brillants sommets, champs de neige et de glace,
Vous, qui d'aucun mortel n'avez gardé la trace,
Vous que le regard même aborde avec effroi,
Et qui n'avez souffert que les aigles et moi!
Le nuage en grondant parcourt envain vos cimes
La fleuve envain grossi sillonne vos abymes,

La foudre frappe envain votre front endurci,
Votre front solemnel un moment obscurci.
Simple, toujours vainqueur du choc qui l'ébranla,
Au Dieu, qui l'a fondé dire: encore me voila!

Alphons de Lamartine.

Bald überschritten wir die Grenze der beiden Gerichtsbezirke Rienz und Windischmatrei, die durch ein Bächlein gebildet wird. Nach Ueberschreitung dieses Bächleins standen wir auf dem Grunde einer der größten Gemeinden Tirols, was nämlich die Ausdehnung des Gemeindegebietes und die Entfernung der einzelnen zu dieser Gemeinde gehörigen Häuser anbelangt. Es ist dies die Landgemeinde Windischmatrei. (Es gibt zwei Gemeinden Windischmatrei. Die eine umfaßt nur den Markt Windischmatrei und heißt Marktgemeinde, die andere begreift in sich alle Ortschaften, Weiler 2c., die sich im Thalbecken von Windischmatrei befinden, und heißt Landgemeinde.) Diese Gemeinde umfaßt mehr als zwanzig einzelne kleine Weiler, die „Kotten“ genannt werden. Die Zahl der Alpenhütten, die sich in ihrem Gebiete befinden, beläuft sich auf einige Hundert. Die Entfernung von der nördlichst gelegenen Kotte bis zur südlichsten beträgt 7—8 Stunden. Eine Viertelstunde nach Ueberschreitung der Grenze gelangt man zu den Ruinen des Schlosses Rienburg — wie dessen Name vom Volke ausgesprochen wird, wahrscheinlich ist aber Kühnburg die rechte Schreibart. Das Schloß — oder besser dessen Ruinen stehen auf einem kleinen Hügel, nahe an der rechts vorbeiführenden Straße; es zeigt nur mäßige Dimensionen. Uebrigens stehen

nur mehr wenige Mauern. Der Zahn der Zeit frisst unablässig weiter. An dieses Schloß erinnert eine sonderbare Sage. Einst soll auf demselben ein Ritter gehaust haben, der das Iseltthal auf und ab sehr gefürchtet war, seine Untergebenen schrecklich drückte, ihnen alle ihre Habe nahm, um seinen Vergnügungen fröhnen zu können. Als er nun einmal einem armen Mütterchen die einzige Kuh aus dem Stalle führen ließ, sprach dieses den Fluch über den Ritter aus, daß er nach seinem Tode keine Ruhe finden könne, so lange, bis ein Priester seine erste heil. Messe gelesen, der in einer von einem auf den Ruinen seines Schlosses gewachsenen Baume gefertigten Wiege gelegen. Der Ritter mag sich trösten. Er hat viele Chancen, nun bald erlöst zu werden. Auf den Ruinen des Schlosses steht ein Baum, eine schöne Fichte, die, zu Brettern verarbeitet, wohl zu einem duzend Wiegen genügen würde. Der Besitzer des Schlosses und Gutes soll nach Mittheilung auch in der Lage sein, die Bedingungen zur Erlösung des Ritters vollends zu erfüllen, ohne zu diesem Zwecke gerade einen Unigenitus dem Priesterstande weihen zu müssen. Rienburg gehörte einst dem uralten Geschlechte der Zerimunde oder Lechsgemunde, dann den Bischöfen von Salzburg.

Du altes Schloß, du scheinst wohl nur zu schweigen;

Neugierig streckt die Föhre sich empor,

Die Eulen horchen — die verschwiegnen Zeugen —

O sag mir auch ein Märchen in das Ohr.

Du schweigst? — So träume fort, wir gehen weiter

— — — — —

Ja, wir gingen weiter und kamen nach halb-

stündigem Gange in Scheitzens gutes Wirthshaus in der „Huben“. Dort wurde dinirt, und dann der Weg in das Kalserthal angetreten. Hinter dem Wirthshause führt durch das Feld ein Fußweg, ein Steg führt über die Isel, dann tritt man in den Wald ein. Der Weg führt in vielen Windungen um die Waldecke herum, um sachte ansteigend auf die Höhe von Oberpeischlag zu gelangen. Wenn man einen kürzeren Fußweg, der $\frac{1}{4}$ Stund nach Huben links abzweigt, benützt, schneidet man einen beträchtlichen Umweg ab. Oberpeischlach, Staniska links lassend, führt der Weg durch den Wald fort, darunter schäumt der Kalserbach. Hinter Staniska wird der Glockner sichtbar, verschwindet aber bald wieder, durch einen Felsvorsprung verdeckt. An Haslach und dem von der Schoberseite niederstürzenden Haslacher Wasserfall vorüber, kommt man nach fast dreistündigem Gange von Huben weg gegenüber der Mündung des Besachthales an. Im Hintergrunde des Thales ziehen sich weiße Schnee- und Eisfelder herab; zwei zugespitzte Felskegel bewachen einen Uebergang vom Debantthal; der Glöbisspiz nimmt sich hier ungemein gleichmäßig geformt aus, wie ein regelmäßiger Kegele. Weiter führt der Weg über eine Geschiebefläche, zur Linken zeigt sich ein großer Graben, aus dem gegenwärtig kaum soviel Wasser rinnt, als zum Betriebe einer Mühle nöthig ist. Die Geschiebmassen, die an der Mündung dieses Grabens liegen, beweisen aber, welche fürchterliche Gewalt der Bach, wenn er nach langen Regengüssen angeschwollen, entwickelt. — Dann wird eine über den Bach führende

Brücke überschritten, noch wenige Schritte und wir stehen an den ersten Häusern von Rals. Am Wege steht ein neuerbautes Häuschen, das als Postgebäude dient. Das zweite Haus, zu dem der Weg vom ersten hinabführt, ist das Glockner-Wirthshaus des Johann Grober. Das Haus ist nur im Erdgeschoße gemauert, die zwei Stöcke (wenn man so sagen darf) sind von Holz. Vor der Hausthür befindet sich die unvermeidliche Kegelbahn, links in der Hausflur das Glocknerstübchen. Man findet hier eine komfortable Eleganz, wie man sie in einem so rauhen Thale, in einem von Außen so unscheinbaren Hause nicht erwartet hätte. Das Glocknerstübchen ist fast ausschließlich dem Glocknerkultus gewidmet. Glockner-Panorama's hängen an den Wänden, Photographien solcher Personen, die Glocknerfahrten gemacht, befinden sich hinter Glas und Rahmen. Darunter das Portrait eines türkischen Paschas. Unter einer geschmackvollen Holzrahme sehen wir das Bildniß des am 1. September 1870 bei Seban gefallenen Alpenfreundes Karl Hofmann aus München. Das Portrait des unglücklichen Glocknerfahrers Emanuel Klumpner, der während einer Glocknertour am 6. September 1873 starb, befindet sich ebenfalls unter prächtiger Goldrahme.

Eine kleine Bibliothek von ausschließlich alpinen Werken ist auf einem Schranke plazirt. Das aufliegende Fremdenbuch wurde im Jahre 1863 von unserm kühnen Nordpolfahrer Julius Payr angefangen, von Johann Stüdl 1870 erweitert. Dasselbe enthält manche interessante Skizze. Den Kaiser-

Führern wird durchgehends Lob gespendet. Anerkannte Autoritäten gestehen, daß die Kaiser-Führer durchaus nicht hinter den Heiligenblutnern zurückbleiben, sondern sie in manchen Stücken noch übertreffen. Andere stellen sie sogar den Schweizer-Führern an die Seite. Schon die erste Einzeichnung, von Julius Bahr, spendet seinen beiden Führern, von denen einer, Schnell, heuer gestorben, höchstes Lob. — Ah! diese Zeugnisse — und noch mehr die in die Führer-Bücher eingetragenen — lauten ganz anders als die Anschuldigungen mancher Neider der Kaiser, besonders diejenigen eines Gustav Rasch, der nicht genug die Unfreundlichkeit, Unartigkeit, Unverwendbarkeit und Intelligenzlosigkeit der Kaiser- und überhaupt Tiroler-Führer zu schmähen weiß. Mit diesem Manne läßt sich aber gar nicht rechten. Er entblödet sich nicht in seiner „Touristen-Lust“ zc. zu behaupten, daß in Tirol von einer Beaufsichtigung der Führer gar keine Rede sei, daß man nie wisse, wem man sich anvertraue, da ja der Führer kein Führerbuch besitze. Er hat offenbar nie mit einem Tiroler- oder wenigstens Kaiser-Führer zu thun gehabt sonst würde er in den von der politischen Bezirksbehörde ausgestellten, jährlich neu beglaubigten Führer-Büchern die glänzendsten Atteste gelesen, und solche Ausfälle wohl nicht gewagt haben. — Doch lassen wir Rasch ruhen. —

Was speziell die Intelligenz der Kaiser-Führer betrifft, kann ich sagen, daß ich mich wirklich wunderte, über die Geläufigkeit, mit der dieselben auf die verschiedensten Fragen in der Sprache Gebildeter zu

antworten wußten; über das Unterrichtetsein, das manche derselben sogar in Betreff der Reiseliteratur zeigten, sowie auch über die Artigkeit, die sie dem Touristen gegenüber bezeigen. An diesen Menschen sieht man so recht deutlich, wie bildend der Umgang mit Gebildeten wirkt. Und in dieser Beziehung glaube ich, machen sich die Früchte an solchen Menschen, die bisher fast gänzlich der Bildung entbehrten, viel schneller und stärker bemerkbar als an solchen, die schon von jeher in einiger Berührung mit Gebildeten standen.

Der Glocknerwirth Johann Groder ist auch ein Mann, wie man ihn gerade in solchen Orten, wie in Kals, braucht. Er selbst ist besorgt für alle Wünsche seiner Gäste. Hinter dem Lodenroche schlägt ein biedereres Männerherz; die unscheinbare, bäuerliche Tracht bekleidet einen redlichen, intelligenten Mann. — Die freundliche Wirthin, Witwe des heuer verstorbenen, früheren Glocknerwirthes, ist die beflissene Helferin des Wirthes in der Erfüllung der Wünsche des Fremden. „In Kals wird man wahrlich als Gast in der eigentlichen Bedeutung des Wortes behandelt, nicht wie in manchen Schweizerhotels, in denen der Tourist nur als Objekt von Pressereien betrachtet wird.“ So sagte mir ein Baier, mit dem ich in Kals zusammen kam. Ja, gewiß, es ist ungemein wohlthuend, wenn man von einer beschwerlichen Fahrt heimkehrend, wahrhaft freundliche Aufnahme findet, — im Gegensatz zu den Gasthöfen der Städte oder speziell den spekulativen Wirthsgeschäften der Schweiz, in denen alles maschinenmäßig abge-

wickelt wird, und der Gast sich nie heimisch fühlen kann. — Kehren wir aber nach diesen Abschweifungen zu unserer Tour zurück. In Kals angekommen, fanden wir im Glocknerstübchen Gesellschaft. Zwei stramme Albionenser und ein Herr aus Wien oder Graz trafen eben Vorbereitungen zu einer Glocknerfahrt. Drei Führer, wahrhaft riesige Gestalten, waren schon anwesend und mit der Verpackung des Proviantes beschäftigt. — Es bot sich uns also die schönste Gelegenheit, in größerer Gesellschaft den Glockner zu erklimmen. Die drei Herren äußerten ihre Freude, durch uns die Gesellschaft vergrößert zu sehen, freundlichst erklärten sie sich bereit, zuzuwarten bis auch für uns Führer requirirt wurden und Proviand verpackt war. Der Wirth erschien bald mit zwei robusten Burschen, die, wie die andern, uns volles Vertrauen einflößten. Unser aus Wein, Braten, Eiern zc. bestehender Proviand war bald verpackt, noch ein herzliches Lebewohl den freundlichen Wirthen, dann ging es, mit tüchtigen Stöcken bewehrt, der Stübshütte — oder vorläufig dem Rödniczthale zu. Gleich hinter Kals öffnet sich das Rödniczthal, an dem der Weg hinführt. Einzelne Häuser stehen am Wege; der Rödniczbach, der seinen Ursprung am südlich vom Glockner gelegenen Rödniczgleitscher nimmt, durchrauscht das Thal. Langsam stiegen wir zwischen Feldern und Wiesen aufwärts. Die Führer voran, dann die Engländer, endlich wir. Nach etwa einstündigem Marsche beim letzten Hofe, Groder (Gröden) angekommen, wurde Rast gemacht, um eine kleine Umschau zu halten. Die Aussicht war jedoch getrübt

durch starken Nebel, der fast das ganze Thal erfüllte. Bald wurde wieder weiter marschirt. Den über das Bergerthörl führenden Weg rechts lassend, ging es das Rödningthal hinauf. Einzelne kleine Bächlein rieseln bald von der einen bald von der andern Seite in den Rödningbach; der Weg ist, wie er eben in einer Alpe sein kann. Nach $1\frac{1}{4}$ stündigem Gange gelangten wir zur über 6000' hoch gelegenen Jörgenhütte, in der früher, vor Erbauung der Stüdlhütte, übernachtet wurde. Wieder eine kleine Rast, der Nebel bedeckt noch immer die Gegend. Ein Herr der Gesellschaft begann schon über Knieschmerzen zu klagen. Wir hatten uns aber durch Ersteigung der weißen Wand vorbereitet und verspürten nur geringe Mattigkeit. Bald setzten wir uns wieder in Bewegung. Nach weiterem kaum einstündigem Gange wird die Lucknerhütte passirt, dann über das Gerölle der Freiwand hin, die lange Wand rechts lassend, kommt man zur Stüdlhütte, dem Zielpunkte des ersten Tagmarsches. Der Chefführer öffnet, wir treten ein und lassen uns gemächlich zur Rast nieder.

Wir hatten von Rals weg circa 4 Stunden benöthigt. Der Nebel war immer höher gestiegen, und es herrschte eine eigenthümliche Dämmerung. An eine Aussicht von der Stüdlhütte war nicht zu denken. Einzelne weiße Flecken bezeichneten uns die Lage von Gletschern. Uebrigens schien keiner Lust zu verspüren, noch eine kleine Orientirungswanderung anzutreten, wir waren alle zu müde, und zudem wurde es sehr bedenklich frisch. Auch brach bald die Dunkelheit vollends herein. Ein frugales Mahl wurde

eingenommen, dann legte man sich bald mit gegenseitigem „Gute Nacht“ zur Ruhe. Wir schliefen vortrefflich.

„How did you sleep?“ fragte der eine Engländer seinen Kollegen am andern Morgen: „I thank you, I passed a very good night“ entgegnete der Angeordnete. Der Herr Wiener oder Grazer hatte die ganze Nacht mit dem Glockner zu thun. Das einmal lag er in einer fürchterlichen Eiskluft, das andere Mal stürzte er über eine Felswand hinab. Er war, wie er sagte, sehr wenig ausgerastet, da er nie ruhig schlief.

Es war nach 2 Uhr in der Früh, als wir von den Führern geweckt wurden. Gern hätte wohl mancher noch ein Stündchen geschlafen, aber das ging nicht an. Bald waren alle in Bereitschaft; um halb 3 Uhr circa setzten wir uns von der Hütte weg in Bewegung. Die Führer schritten mit Fackeln voraus, wir folgten. Zuerst eine Strecke über Steingerölle hin, dann wurde der Teischnitz-Gletscher betreten. Nun kommen die mitgebrachten Seile in Verwendung. Einer der beiden Groder, die uns als Führer dienten, legte sich den Strick um die Mitte, dann kam ein Tourist, dann wieder ein Führer und so fort. Den Schluß bildete ein Führer. So ging es über den mit frischem Schnee bedeckten Gletscher. Schweigend schritten wir dahin.

Er schreitet verwegen,
Auf Feldern von Eis.
Da pranget kein Frühling,
Da grünnet kein Reis.

Es war eine interessante Scene, wie wir so über die Eisfelder dahinstampften. Die Führer brennende Fackeln in den Händen, jeder von uns mit einem riesigen Bergstoß bewaffnet, alle durch Stricke aneinander gebunden. Lautlos war alles, nur das Knistern des Schnees war hörbar. Bald wurden aber die lästigen Fackeln überflüssig.

Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel
des Wahnes,

Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.

Wir hatten nun bald den Teischnitz-Gletscher überschritten. Die Stricke wurden losgebunden; es ging über einen Felskamm, der den Teischnitz-Gletscher vom Rödtnitz-Gletscher trennt. Sobald der Felskamm überschritten war, wurden die Stricke wieder angebunden, und der Rödtnitz-Gletschner betreten. Anfangs war es wenig steil. Als wir uns aber mehr und mehr der Adlersruhe näherten, wurde es beschwerlicher. Mühsam keuchten wir dahin. Endlich nach $2\frac{1}{4}$ stündigem Gange standen wir auf der Adlersruhe. Als wir da angekommen waren, ging soeben die Sonne auf. Welch' Schauspiel der Anblick der von der Sonne beschienenen Schnee- und Eisfelder, über denen sich die schwindelnd steile Pyramide des Glockners erhob, bot, ist nicht zu beschreiben. Wir waren entzückt. Der wiederholte Mahnruf der Führer, wieder aufzubrechen, brachte uns endlich wieder in Bewegung, nachdem wir uns noch mit Speise und Trank gelabt. Allmählich ansteigend gelangten wir dann zum Kleinglockner, zu dessen Besteigung Stufen gemacht werden mußten.

Nun standen wir also vor dem gefährlichsten Wagstücke, das der Glocknerfahrer zu überwinden hat, vor der Ueberschreitung der vom Kleinglockner zum zweiten Glocknerspiz führenden Scharte. Ein Schauer durchrieselte wohl einen jeden von uns, als wir die endlosen Abgründe zu beiden Seiten der Scharte betrachteten. Jedoch keinen verließ der Muth. Ernst und bedächtig machten sich die Führer daran, uns den Weg zu bahnen. Ein Seil wurde einem derselben um den Leib gebunden; er rutschte nun, von einem andern am Seile gehalten, in die Scharte hinunter. Dann kam noch ein Führer, hierauf wurden die Engländer hinunter gelassen, endlich wir. Die zwei Führer waren über die Scharte vorangeschritten, einzelne Schneeballen kollerten den mehrere tausend Fuß hohen Abgrund hinunter, und diesen Weg mußten auch wir wandern, wenn uns Schwindel erfassete und die Führer nicht Kraft genug hätten, uns über dem fürchterlichen Abgrund zu erhalten. — Bedächtig den einen Fuß vor den andern setzend, ging es die kaum zwei Schuh breite, mehrere Klafter lange Kante hinüber.

Die vorausgegangenen Führer hatten mit dem Einhauen von Stufen in das Eis des Großglockners bereits begonnen. Endlich setzt sich einer fest, dem Fremden wird das Seil um den Leib gelegt, er schreitet die Stufen hinan, vom oben sitzenden Führer am Seile gehalten. Der andere Führer wird mittlerweile fertig mit dem Einhauen der Stufen, ein kräftiger Tödler verkündet, daß er auf dem Glocknerspiz angekommen. Bald sitzt die ganze Gesellschaft auf dem 12018 Fuß hohen Scheitel des Königs der

Hohen Tauern. Wir waren, wie auf der ganzen Tour, die letzten, die den Scheitel betraten. In stummer Entzückung standen die Söhne Albions in der Mitte der einige Quadratklaster großen Fläche. Die Aussicht war befriedigend, wenn auch manche Punkte durch Wolken verdeckt waren. Der erste Blick galt meinerseits dem Benediger, den ich vorher noch nie gesehen. Lange verweilte er auf demselben und konnte sich nicht losmachen von den glänzenden Gefilden. Da plötzlich wird es gar sonderbar vor den Augen; alles wimmelt durcheinander: das lange Ansehen der von der Sonne beschienenen Eisgebilde hatte den Augen wehe gethan. Ich war genöthigt, die Augen zu schließen. Dann starrte ich einige Zeit einen dunklen Gegenstand, meine Kleidung an, blickte dann in das Blau des Himmels und meine Augen waren wieder in normalem Stande. Nicht noch einmal wollte ich mich der Gefahr der Erblindung aussetzen. Ich ließ den Benediger mit seinen Schneefeldern und blickte mit meinem Fernrohr weitaus in das Nachbarland Baiern, wo ich den Chiemsee deutlich zu unterscheiden glaubte. Dann wandte ich mich südwestlich; über den Rasöring flog der Blick auf die Antholzer-Gruppe mit dem majestätischen Hochgall, dann in gerader Linie auf den Berg, dem selbst mein Standpunkt an Höhe unterthänig, auf den Ortler. Die gewaltigen Deztthaler-Ferner zeigten sich nördlich davon; südlicher sah ich den Adamello; den Gardasee, den man nach einigen ebenfalls erblicken soll, vermochte ich nicht zu unterscheiden. Ebensovienig das adriatische Meer. Weiter südöstlich zeigten sich kärn-

thische Gebirge, gegen Osten verlor sich der Blick in der ungarischen Tiefebene. Dann schweifte er über Steiermark und Oesterreich zu dem Böhmerwalde hinauf. Sehr hübsch nahm sich die Gruppe des Hochschobers aus mit ihren kühngeformten Spitzen. Wenn man aber mit einem Blicke das ganze Panorama überblicken wollte, die hundert und tausend von Berggipfeln in allen Farben, von der weißen, glänzenden Schneepyramide bis zu dem Dunkel eines waldbedeckten Gipfels, dazwischen die Alpentristen des Kaiser- und Heiligenbluter-Thales: wirklich, es war prachtvoll, erhaben. Viele Augen haben es schon gesehen, keine Feder war aber noch im Stande, diese Pracht zu beschreiben. Wie lange konnte man aber diese Pracht anstaunen? Ein Stündchen kaum, dann beginnt wieder die verwegene Fahrt.

Mit Stricken und Griesßeilen wird wieder anstatt mit dem Fernrohre umgegangen. Mühsam klettern wir den Glocknergipfel hinunter, noch taumelnd von dem Eindrucke dessen, was wir oben gesehen. Es gilt aber wieder, alle Kräfte zusammenzunehmen, um die Glocknerscharte zu überwinden und jenseits den Kleinglockner zu erklimmen. Doch einstündige Arbeit, und die Gefahren sind vorüber. Wir spazieren gemächlich über die Eisgefilde dahin oder fahren Schlittage, d. h. rutschen auf den Füßen, die Stöcke hinter uns haltend und an den Schnee anstemmend, hinunter, und erreichen in 2½ Stund die Stüdlhütte. Hier rasten wir, konsumiren den Rest unserer Lebensmittel und kehren dann nach Rals zurück. Das thaten aber nicht die zwei Engländer, sie stiegen viel-

mehr über die Hohenwartscharte nach Heiligenblut hinab. Als wir nach Mittag in Kals angekommen waren, befand sich dort schon wieder eine andere Gesellschaft, die über das Matreier-Thörl gekommen war, und eine Glocknerfahrt auszuführen gedachte. Wir hingegen beschlossen, uns den Rest des Tages in Kals gütlich zu thun; am andern Tag über das Kaiser-Thörl nach W.-Matrei zu spazieren und von da nach Gschlöß zu gehen, um andern Tags den Benediger zu besteigen. Die Glocknerfahrt hatte uns tüchtig ermüdet; der Magen erhob Ansprache auf normale Bedienung; bald war ein gutes Mahl aufgetragen, das uns trefflich mundete. Die übrige Zeit wurde zur Lektüre in den vorhandenen alpinen Werken und im Fremdenbuche, sowie zum Beschauen der Ortschaften verwendet. Der erste Besuch galt der Kirche, die aber nichts von besonderem Interesse enthält. Der Friedhof hat durch das Monument Emanuel Klumpners, des verunglückten Glockner-Fahrers, eine hübsche Zierde erhalten. Dasselbe befindet sich in der Nähe des nördlichen Eingangsgatters. Dahinter, in die Mauer eingefügt, erinnert eine mit Widmung von Johann Stüdl und einem andern Alpenfreunde versehene Marmortafel an den im Frühling heurigen Jahres verstorbenen ausgezeichneten Führer Schnell. Hinter dem Kirchhose führt der Weg dem Rödnitzthale zu.

Großdorf liegt etwa 20 Minuten vom eigentlichen Kals. Für den Fremden, der an den Anblick von Steinhäusern gewöhnt ist, gewährt es ein eigenthümliches Bild, eine Ortschaft mit fast durchgehends ganz

hölzernen Häusern zu erblicken. — Die hinter Großdorf liegenden Höfe zu besuchen oder gar eine Wanderung in die Dorfer-Alpe anzutreten, gestattete uns die zu Gebote stehende Zeit nicht.

Ziemlich früh wurde zu Bette gegangen. Die Zimmer sind den Ansprüchen, die man füglich machen kann, entsprechend. Die Betten waren gut, wenigstens reinlich. Am andern Tage wurde eine Stunde nach Sonnenaufgang aufgestanden. Kaum ins Glocknerstübchen eingetreten, stand auch schon duftender Kaffee auf dem Tische. Während wir denselben tranken, erschien der Führer, den wir schon am vorigen Tag hatten bestellen lassen. Wir verweilten hierauf noch einige Zeit im Gespräche mit den freundlichen Wirthsleuten, beglichen die Rechnung, die wir nur ganz angemessen finden konnten, und nahmen dann Abschied von Kals, mit dem Vorsatze, im Laufe der nächsten Jahre wieder zu kommen, in das „schöne, stille Thal“, zu den „braven, biedern Kalsern“, wie Karl Hofmann bei seinem Abschiede von Kals am 26. September 1869 ins Fremdenbuch eingetragen.

Ueber das Kaiser- (Matreier-) Thörl.

Dort erblick ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt ich Schwingen, hätt ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin.

Wir hatten zwar keine Schwingen oder Flügel, zogen aber doch hin nach den Hügeln, die wir auf unserer Glocknerfahrt beim Kaiser-Thörl gesehen. Es mochte etwas nach 6 Uhr Früh sein, als wir in

Begleitung eines Führers Kals verlassen, um uns übers Thörl nach W.-Matrei zu begeben. Zu diesem Gange wäre eigentlich wohl kein Führer nöthig, da man kaum fehlgehen kann, und bei Irrgängen doch immer wieder auf den rechten Ort kommen muß. Ich will versuchen, eine kleine Beschreibung des Weges, den man zu gehen hat, zu geben, wodurch es dem Touristen möglich werden soll, auch ohne Führer und ohne Irrgänge das Kaiser-Thörl zu erreichen.

Ich hoffe, daß es die Führer mir nicht zum Vorwurfe machen werden, daß ich sie um ihren Verdienst bringen wolle; ich freue mich ja herzlich über die Einnahmen, die ihnen der Fremdenzug jährlich bringt, und gönne ihnen gerne Alles, da sie es ja auch verdienen müssen. Ich glaube aber doch wohl meinen Alpenbewandernden Kollegen einen Wink geben zu können.

Also: Gleich nachdem man den Glocknerwirth — denn es geht ohnehin jeder Tourist von dort weg — zur Rechten von der Hausthür verlassen, kommt man über einen Weg zu einem über den Kalserbach führenden Steg, den man überschreitet. Jenseits des Steges geht man dann im Zickzack einen Rain hinan, betritt oben die Felder, über die man gerade durchgehen muß, da noch kein Pfad durchführt. — Die Leute betrachten den Touristen freilich etwas schief, wenn er quer durch ihre Felder geht; ist aber gerade das Feld mit Frucht bedeckt, so kann man ja einen Umweg machen. Sonst schreitet man aber einige hundert Schritt durch die Felder, kommt dann zu einem Weg, bei dem man durch eine mit Stangen

verwehrte, sogenannte Lucke eintritt; geht dann entweder über den Weg oder dem Feldrain entlang dem Einschnitte zu, der sich vom Thörl herab zeigt, und den man unmöglich fehlen kann. Dort steigt man eine Weile wenig steil über Grassboden hinan, übrigens führt wohl ein kenntlicher Pfad hinauf. Man kommt dann nahe an das Bächlein, das als Ergebnis mehrerer Quellen aus der Mulde, in die wir eingetreten, fließt. Wir kommen hierauf am Bächlein entlang gehend, dann von demselben abseits an einer hölzernen Kapelle, in der, wie man uns erzählte, unlängst zwei Engländer, die von W.-Matrei nach Kals gehen wollten, übernachten mußten, da sie Kals nicht mehr vor Einbruch der Nacht erreichen konnten, vorbei an eine Stelle, wo wir das Wasser überschreiten müssen. Links führt ein Weg zu 2 Alpenhütten hin, die man ein paar hundert Schritt weg erblickt, — diesen Weg darf man nicht gehen, man muß vielmehr den andern gerade hinaufführenden Weg benutzen. Nun kann man nicht mehr fehlen. Der Steig schlängelt sich über den Alpengrund hinan. Durch die Zickzack-Windungen wird die Steilheit zwar bedeutend abgeschwächt, immerhin verspürt man aber einige Müdigkeit, wenn man ziemlich schnell geht, wie wir es thaten, die wir von Kals auf die Höhe des Thörls nur 1½ Stund benötigten. Eine kleine halbe Stunde vor Erreichung des Thörls kommt man zu einer Quelle, die dem lechzenden Wanderer Labung bringt. Möge sich nur keiner verkälten. „Jetzt haben wir nur noch eine kleine Strecke“, sagte uns der Führer.

Der Bergweg öffnet sich, nur frisch mir nach!
Den Fels erkenn ich und das Kreuzlein drauf;
Wir sind am Ziel. Hier ist das Thörl

Ein Kreuz bezeichnet den Uebergangspunkt, den Punkt, von dem aus man eine herrliche Rundschau auf die zwei größten Häupter der hohen Tauern, den Großglockner und Großvenediger, sowie auf viele andere mehr als 10.000 Fuß hohe Berge halten kann. Unten im Thal liegt das freundliche Kals, der Blick streift über das Ködnizthal hinaus, immer höher und höher, von grünenden Alpentriften auf Steingerölle, wo schon jede Vegetation erstorben, dann auf glänzende Schneefelder, endlich auf die zwei Gipfel des Glockners.

Zwei Zinken ragen ins Blau der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen umschleiert mit goldenem Dufte,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.

Ja, als wir auf dem Kaiser=Thörl standen, tanzten die Wolken um den Glockner und bestrebten sich, uns möglichst wenig von seiner Herrlichkeit sehen zu lassen. Es gelang ihnen auch theilweise, ein bedeutender Theil der Glockner-Umgebung war von ihnen verdeckt. Das gleiche war beim Venediger der Fall, von dem wir auch nur wenig sehen konnten. Andere Spitze wurden nur auf Augenblicke sichtbar, — dann waren sie gleich wieder durch Wolken dem Blicke entzogen. Völlig ungetrübt war die Schobergruppe. — Noch prachtvoller müßte die Rundschau auf dem Blauspitz ausfallen, der sich vom Thörl aufwärts noch 500 Fuß über die Thörlhöhe erhebt, oder vom südlich vom Thörl gelegenen Kopf. (Zimmerroß).

Vom Thalbecken von W.=Matrei bemerkt man die hinter Weifsenstein gelegenen Thalgründe. W.=Matrei selbst ist durch einen Bergvorsprung verdeckt.

Wir steigen abwärts, W.=Matrei zu. Man kann kaum irre gehen. Hr. Hamerl, Gastwirth zum Rauter in W.=Matrei, hat auf eigene Kosten einen Weg herstellen, resp. den bestandenenen Weg ausbessern lassen. Im Zickzack geht man den Berg hinunter. Man benütze nur immer den gleichmäßig fortführenden Weg, und trete nicht in einen der 2 Pfade ein, die nach etwa $\frac{3}{4}$ stündigem Gange einmünden. Auf etwas über $\frac{1}{3}$ des Weges tritt man in den Wald ein, sehr angenehm, wenn die Sonne ihre glühenden Strahlen herunter sendet. An einem gemauerten Bildstöckchen vorbei, dann durch ein Gatter kommt man zu drei Futterhäusern (Scheunen). Man gehe hier nur dem bisherigen Wege nach und nicht etwa rechts über den in den Graben führenden Pfad. — Von hier hat man noch eine starke Viertelstunde zu gehen. Wir kommen hinter dem Markte herunter, überschritten den in Klasterdicke Steindämme eingeengten Bretterwandbach, der schon mehrere Male den Markt überschüttete; vorbei am hübschen Amtsgebäude der k. k. Behörden gelangen wir dann zu Hamerls Gasthaus „zum Rauter“. Von der Fochhöhe des Thörls bis nach W.=Matrei gingen wir in zwei Stunden. — Der Uebergang von Kals nach W.=Matrei erfordert also circa 4 Stunden bei mittelmäßiger Gehschwindigkeit. Von W.=Matrei nach Kals wird man eine halbe Stunde mehr veranschlagen können. — W.=Matrei bildet einen seltsamen Kontrast zu Großdorf.

Während letzterer Ort fast ganz aus hölzernen Häusern besteht, findet man in W.=Matriei fast durchgehends nur Steingebäude, und zwar einige ganz hübsche Häuser. Hamerl's Gasthaus bietet für fast ein halbes hundert Personen ein gutes Nachtquartier. Es enthält glaublich mehr als 30 Fremdenzimmer. Ueberhaupt ist man bei Hamerl gut aufgehoben. Die andern Wirthshäuser sind ebenfalls gut zu nennen. Der Bräu, zu hinterst in der einzigen Gasse des Marktes, hat annehmbares Bier, mit dem wir schon in Kals Bekanntschaft gemacht. — Vis-à-vis dem Bräuhaus steht der ehemalige Edelsitz Zollheim, auf dem früher die Vorfahren des heutigen, österreichischen Ministers, Frhrn. Lasser-Zollheim saßen, denen die Pflege von W.=Matriei anvertraut war. — Die große, im italienischen Style erbaute Pfarrkirche in W.=Matriei macht von Außen fast den Eindruck des Schweren, Plumpen. Im Innern nimmt sie sich aber ganz freundlich aus. Gemälde zieren die Decke; Altarbilder 2c. sind gut.

Das Historische vertritt in W.=Matriei Schloß Weissenstein, das sich nördlich erhebt, und in einer Viertelstunde erreicht wird. Weissenstein gehörte — wie Kienburg — einst den Grafen von Lechsgemunde, dann den Erzbischöfen von Salzburg.

Da W.=Matriei noch im 12. Jahrhundert eine Herrschaft der Grafen von Lechsgemunde war, so dürfte Weissenstein schon damals bestanden haben, und nun jedenfalls über 600 Jahre alt sein. Nun ist es im Besitze eines Herrn Paluska aus Wien, der bedeutende Restaurirungen ausführen läßt. Wie

man erzählt, soll der Antrag bestehen, nicht weniger als siebenzig Zimmer im Schlosse herzurichten. Was damit geschaffen werden soll, weiß man nicht zu sagen. An eine Pension oder dergleichen wird man in W.=Matrei doch nicht wohl denken können, und für die Touristen ist Hamerls Gasthaus wohl genügend. — Kehren wir in dasselbe zurück und nehmen wir das vorzügliche Diner zu uns, das man uns servirt. Mittlerweile ist auch der Führer, den wir benöthigen, erschienen, wir haben uns mit Proviant versehen und treten nun die Benediger-Fahrt an.

Auf den Groß-Benediger.

Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!

Um Mittag verließen wir W.=Matrei. Hinter Matrei führt der Tauernweg hinein, unter dem Schlosse Weissenstein vorbei. Bald können wir den Steiner Wasserfall (Zapetnizenbach-Fall) in der Nähe sehen. Dann geht es vorbei an Stein, der Weg ist eine Strecke im Felsen herausgeschossen, wir treten wieder in grüne Gefilde, gelangen immer nahe am Bache entlang nach Grub, wo das Froßnitzthal mündet, dann nach Berg, über die Kaneburger-Alpe zur Landeck-Säge an der Mündung des Landeckthales, weiters ziemlich steil zum Matreier Tauernhause. — Noch eine Viertelstunde, wir verlassen den Tauernweg und treten ins Gschlöß ein.

Bald wird der Benediger sichtbar, ein schöner Wasserfall präsentirt sich, wir passiren Außergschlöß,

Kommen dann an einem in Stein gehauenen Kirchlein vorbei in 1½ Stund nach Innergschlöß. Dort labt man sich in Rauters Alphütte. Wir aber schritten bald wieder rüstig weiter, um noch die Pragerhütte zu erreichen, in der wir übernachten wollten. Ueber den Alpenboden, bisweilen steil, dann über Steingerölle unter dem Schlaten-Gletscher hin gelangten wir ziemlich ermüdet bei Anbruch der Nacht zur Pragerhütte am Kesselfopf.

Wir hatten auf dem ganzen Gange wenig Aussicht gehabt, dichter Nebel und Wolken verhüllten die Gegend und der Führer glaubte uns auch für den folgenden Tag das gleiche prophezeien zu können. Für heute waren wir nur froh, ein bequemes Nachtlager gefunden zu haben, die 50 kr., die man dafür entrichtet, bezahlten wir gerne. Wir hatten nicht nöthig, wie beim Großglockner, schon nach 2 Uhr aufzustehen, sondern schliefen bis 3 Uhr, um welche Stunde uns unser Führer weckte. Ein kleiner Imbiß wurde genommen, dann ging die Fahrt an. Bald betraten wir, das vor einem Sturz in eine Eiskluft schützende Seil um die Mitte, den Schlatengletscher, der nach dem Pasterzengletscher der größte in den hohen Tauern ist. Wenn nicht gerade neugefallener Schnee liegt, was bei unserer Fahrt der Fall war, ist der Gang über den Schlatengletscher ein Spaziergang im Vergleiche mit der Besteigung des Rödninggletschers.

Man schreitet beständig über denselben hin, bald flacher, bald steiler, nie aber wirklich steil. Je höher man kommt, desto mehr tritt natürlich die Bergewelt

sichtbar hervor. Uns war es nicht gegönnt, diese allmähliche Enthüllung zu betrachten. Beträchtlicher Nebel benahm uns die Aussicht. 3 Stunden waren verflossen, seit wir von der Pragerhütte abgegangen. Die Kraft der Sonne, die vor mehr als einer Stunde aufgegangen, begann die Nebel zu zerstreuen. Plötzlich rief uns der Führer zu, daß wir nach einigen hundert Schritten den Benediger-Kamm erreichen würden. Und wirklich, nach wenigen Minuten waren wir am Ziele unserer Fahrt. Wir standen auf dem Scheitel des Benedigers, der diesen Namen erst seit einem halben Jahrhundert circa zu haben scheint, denn in älteren Karten findet man ihn Sulzbacher-Ferner genannt. Den Namen Benediger verdankt er wahrscheinlich dem Umstande, daß sein höchster Punkt genau unter einem Meridiane mit Venedig liegt. Der Kamm des Benedigers war von Nebel frei. So weit herauf wagte er sich nicht. Dafür verdeckte er aber bedeutende Flächen des Gesichtskreises. Das ganze Tauerthal war verhüllt. Aber den Glockner ließ er aus. Wie eine Nadel erhob er sich über den weißen Umgebungen, an denen wir kaum unterscheiden konnten, ob es Schneefelder seien, oder der verwünschte Nebel.

Mancher andere Spitz tauchte noch aus dem grauweißen Nebelmeer, das die Glocknergruppe umwogte, hervor. So, uns gerade gegenüber, der Johannisberg; vor demselben erhob sich ein anderer Gipfel, der Bärenkopf; in dessen Nähe der Granatspitz und der Rabenkopf. Weiter nordwärts begrüßten uns der Landeckkopf, Tabererkogl und Sonnblick. Südlicher,

fast in gerader Linie mit dem Großglockner zeigte sich der Lufenkopf und der Kolf-Ferner. Doch es würde zu weit führen, alle Spitze aufzuzählen, die man sehen konnte. — Es war ein sonderbarer Anblick, über einem Wolken- und Nebelmeer so viele feine Gipfelchen zu erblicken, alle in fast gleicher Höhe — ein Anblick, wie der eines hohe Wellen werfenden Meeres. — Die Schobergruppe war schon mehr von Nebel befreit. In der nähern Umgebung, d. h. im Gebiete der hohen Tauern sah man noch fast ungetrübt die Gruppe des Hochgalls. — Weit aus sah das Auge von dieser Gruppe weg, um vom adriatischen Meere, das man ebenfalls sehen soll, etwas zu entdecken, was aber nicht gelang, trotzdem die Aussicht in dieser Richtung hin fast ungetrübt war. Adamello, Ortler, Bernina waren im Südwesten bemerkbar, ebenso die Dexthaler- und Zillerthaler-Alpen. Der Dachstein blinkte uns entgegen.

Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.

Auf den Böhmerwald, der im Norden den Horizont begränzte, können wir diese Strophe anwenden. — Sehr bedauerlich war es, daß der Nebel die zu unsern Füßen sich ausbreitenden Gletschermassen bedeckte. Zwar erhoben sich auch hier die Gipfel siegreich über den andringenden Nebel, aber der Anblick der herrlichen Schlaten- und Wiltragen-Gletscher war uns nicht gegönnt. — Wir waren genöthigt, wieder auf dem Weg, auf dem wir gekommen, zurückzuwandern, da wir es bei dem starken Nebel nicht wagen wollten, wie wir beabsichtigt, nach Prägraten hinabzusteigen,

welcher Weg bekanntlich viel schwieriger und gefährlicher ist. Das Erscheinen dunkler Wolken am nördlichen Horizont brachte uns von diesem Projekte vollends ab. Um nicht deren Entladung auf dem Benediger ausgesetzt zu sein, zogen wir bald den Rückzug an. Abwärts ging es natürlich bedeutend schneller. Das Schlitttagfahren, wie wir es auf dem Rößnitz-Gletscher unternommen, ging nicht gut an, da der Gletscher zu wenig geneigt war. Beständig in dichtem Nebel gingen wir abwärts. Den ganzen Morgen hatte eine bedeutende Kühle geherrscht, die nur auf dem Scheitel des Benedigers einer angenehmeren Temperatur gewichen war.

Als wir nun wieder in den Nebel eintraten, stellte sie sich wieder ein. Durch schnelles Gehen, wobei wir freilich manchmal bis an die Waden in den Schnee einbrachen, erhielten wir uns doch in leidlicher Wärme. Herzlich froh waren wir, als wir in der Pragerhütte ankamen. Es wurde Raft gehalten und der Rest der Lebensmittel verzehrt. Jedoch nicht zu lange verweilten wir hier, denn wir wollten noch nach W.-Matrei zurück. Nach kaum zwei Stunden erreichten wir wieder Gschlöß. Jetzt erst nahmen wir uns Zeit, die Gegend zu betrachten. Das war aber nicht so leicht oder vielmehr ganz leicht, denn die ganze Gegend war mit Nebel gefüllt und wir hatten sehr wenig zu betrachten. Soviel vermochten wir aber doch zu ersehen, daß wir dem Urtheile, welches Gschlöß als eine den Gegenden von Heiligenblut würdig an die Seite stellbare Gegend nennt, beipflichten können. Dieses grüne Thal, umgeben von

mächtigen Gletschern, die wir uns freilich nur hinter dem Nebel denken konnten, durchschlängelt von vielen Bächlein, in der Mitte die Sennhüttchendorfschen Inner- und Außer-Gschlöß — ich will es gerne glauben, daß hier bei schönem Wetter eine idyllische Gegend ist. Etwas fehlt freilich, was für manchen fast unentbehrlich ist, ein regelrechtes Gasthaus. Was nicht ist, kann zwar werden. Bis zur Erbauung eines Gasthauses in Gschlöß werden aber noch einige Jährchen verfließen. Wir verlassen aber das Gschlößthal, treten wieder ins Tauerenthal ein und langen Abends im freundlichen W.-Matrei an. Wir fanden dort Gesellschaft, mehrere Herren und Damen, die im Laufe des Tages angekommen waren. Daß sie sich nach unserer Tour eindringlich erkundigten, ist selbstverständlich. Ziemlich lange wurde geplaudert, Zeitung gelesen &c. In Hamerl's Gasthaus in W.-Matrei liegen vielleicht mehr Journale auf, als in den Gasthöfen von Wien. Es wäre wünschenswerth, wenn eines dieser Journale im Glocknerwirthshause zu Kals aufliegen würde, welches einer Zeitung ganz entbehrt, so daß man bei längerem Aufenthalte dort von den Ereignissen in der großen Welt gar nichts hört, außer was etwa hineinkommende Touristen erzählen. Freilich hat Kals nur eine wöchentlich drei- oder viermalige Postverbindung. In W.-Matrei liegt auch ein Touristenblatt auf, was, wie ich glaube, von den Wiener Gasthöfen ebenfalls nicht gesagt werden kann. Herr Hamerl ist eben sehr bemüht, seinen Gästen jede mögliche Annehmlichkeit zu bieten. Daß die Rechnung etwas großstädtisch ausfällt, ist

nicht zu verargen. Ich hatte übrigens Gelegenheit, die Fremden, die wir in Hamerl's Gasthaus getroffen, sehr freundliche (?) Ansichten über die Wirthschaft im Allgemeinen aussprechen zu hören. Ich mag mich darüber nicht näher aussprechen, glaubte aber aus ihren Aeußerungen entnehmen zu können, daß sie Ansichten à la Rasch huldigen. Am andern Tage verließen wir W.-Matrei Vormittags zu Fuß. Gemächlich wollten wir den ganzen Tag über Vienz erreichen. Südlich von W.-Matrei heißt die Ortschaft Seblas. Welche auffallende Aehnlichkeit hat dieser Name mit Seeplatz. Sollte es nicht anzunehmen sein, daß der heutige Ortsname nur eine verweichte Aussprache des letztern Wortes ist? Es ist ganz wahrscheinlich, daß an diesem Platze einst ein See sich befand, gebildet durch die herabfließenden Bäche. Der Bach — die Isel — tritt am Ende dieses Platzes in eine enge Schlucht, rechts und links steigt steil der Wald hinan. Etwa eine halbe Stunde benöthigt man, um von W.-Matrei den Wald zu erreichen. Wir wurden aufmerksam gemacht, daß auch längs des Baches ein Weg hinziehe, der bei Huben wieder in den eigentlichen Weg einmünde und kürzer und unbeschwerlicher sei. Wer diesen Weg benutzen will, muß an der Stelle, wo der eigentliche Weg steil hinaussteigt, rechts abwärts gehen und kann dann nicht fehlen. Wir benützten aber den gewöhnlichen Weg, um denselben kennen zu lernen. Er zieht bald steigend, bald fallend durch den Klauswald hin, eine halbe Stunde lang, dann kommt man an einem zur Linken liegenden Weiler, Feld', vorbei; der Weg führt fort-

während abwärts, nach einer weitem halben Stunde kommt man nach Huben. Das Wirthshaus in Huben ist als ein gutes bekannt, Zeitungen liegen in einem separaten Herrenstübchen auf, mehrere Fremdenzimmer sind vorhanden.

Von Huben rechts, — links von der Isel — führt ein Weg in das Deferegger-Thal, ein schlechter Karrenweg, an dessen Ausbesserung nun aber gearbeitet werden soll, und zwar mit einem Kostenaufwande von circa 30.000 fl.

Die Strecke von Huben nach St. Johann ist uns bekannt. Von St. Johann nach Ainet geht es ziemlich einförmig durch Wald hin; bevor man Ainet erreicht, erblickt man das hübsch auf einer Bergterrasse gelegene Schlaten mit seinem grünen Kirchturme. An Weierburg, einem ehemaligen Edelsitze, in dessen Nähe ein Badhaus erbaut wird, um der leidenden Menschheit die vorzüglichen Heilkräfte einer Quelle, deren Wirkungen, wie man uns im Aineten Wirthshaus erzählt, denen von Gastein ähneln sollen, zugänglich zu machen, vorbei, gelangen wir in einer Stunde von St. Johann nach Ainet. Nicht blos der nach gutem Kaffee verlangende Wagen ist es, was uns zum Wirthshause hinzieht. Noch ein anderes Interesse haben wir an demselben. Auf dessen Hauethür (nach andern auf das neben dem Hause stehende Kreuz) wurde im Jahre 1809 der Wirth Oblasser von den Franzosen, nachdem sie ihn vor derselben erschossen, aufgehängt, resp. angenagelt. Wir verlassen Ainet; nach einer Viertelstunde geht der Weg an der Isel entlang, von der er sich nach einiger Zeit wieder trennt. Bald

wird dann Oberlienz sichtbar. Es ist, als ob der Zorn Gottes, der im Jahre 1113 den Bergschutt der Schleinitz auf das in der Gegend des heutigen Oberlienz bis Patriasdorf liegende Loncium herabrief, noch immer nicht besänftigt sei, und sich auf die Menschen, die auf der Stätte eines einstigen undankbaren, sittenlosen Geschlechtes sich niedergelassen, fort-ererbte habe. Dreimal wurde nämlich diese Gemeinde innerhalb drei Jahren von Bränden heimgesucht, die schon fast das halbe Dorf in Asche gelegt haben, und im heurigen Jahre wird zum Ueberflusse noch die Kirche in einer Weise haufällig, daß sie hat geschlossen werden müssen. Schon vor einigen Jahren ist der Thurm umgefallen, der aber seither wieder erbaut wurde. Wenden wir uns von dieser in einer traurigen Lage befindlichen Ortschaft und gehen wir weiter, dem freundlichen Lienz zu, dessen Rosengasse-Häuser im Vordergrunde des Iselthales erscheinen. Wir gehen am Fuße des Wasserraines, überschreiten dann unter Schloß Bruck die Isel — noch ein Viertelstündchen und ein gastlich Haus in Lienz hat uns aufgenommen. — Wir haben gesehen und vollbracht, was jährlich hunderte sehen und vollbringen. Die zwei höchsten Spitzen in den hohen Tauern haben wir betreten, zwei schöne Aussichtspunkte haben wir besucht. Damit sind wir aber nicht zufrieden. Auch noch ein paar Touren wollen wir machen, die Lienz selbst zum Ausgangspunkte haben, ohne eine andere Zwischenstation, wie z. B. die „weiße Wand“ in St. Johann eine hat, und die sich also recht eigentlich für solche eignen, die Lienz zum längeren Sommeraufenthalts-

orte gewählt haben. Diese Touren sind: auf das „böse Weibele“ und auf die Schleinitz. Beide Touren kann man nicht zu beschwerlich in je einem Tage ausführen, nach Belieben aber auch zwei Tage darauf verwenden, wobei man in einer Alphütte übernachten muß. — Also frisch an's Werk.

Auf das „böse Weibele“.

Sei mir gegrüßt, mein Berg mit dem röthlich
strahlenden Gipfel,
Sei mir, Sonne, gegrüßt, die ihn so lieblich
bescheint!

Erschrecke nur nicht, lieber Leser, ob des obenan stehenden Namens, den das Gebirge hat, das sich westlich von Trienz zeigt. Ein lebendes Wesen, das diesen Namen verdient, mag allerdings etwas Schreckliches sein; das Gebirge aber, dem der Glaube, daß die über dasselbe hinziehenden Wetter sehr böse seien, den Namen gegeben, sollst du bald lieb gewinnen, wenn ich dir sage, welch' schöne Aussicht du dort oben findest. Das „böse Weibele“ wird auf drei verschiedenen Wegen bestiegen. Entweder über Reisch und Bannberg, oder über den Schloßberg oder endlich über Glanz. Wie wählten unglückseliger Weise die letztgenannte Route, nämlich über Glanz. Ich sage unglücklicher Weise. Denn wir machten manche Irrfahrten, bis wir die Spitze des bösen Weibele erreichten. Wir hatten nämlich von Trienz keinen Führer mitgenommen, aus dem einfachen Grunde, weil wir gerade keinen bekommen konnten, und be-

absichtigten demnach, uns in Glanz einen Wegweiser zu engagiren. Dort angekommen, fanden wir aber Niemand, der bereit gewesen wäre, uns als solcher zu dienen. Wohl aber wurde uns beschrieben, welche Richtung wir zu verfolgen, welchen Weg wir zu wandern hätten. Da wir also, wie gesagt, manche Irrfahrten machten, so unterlasse ich es auch, den Weg, den wir nahmen, zu beschreiben. Wir brauchten volle 6 Stunden, um von Rienz aus auf die Spitze zu gelangen; es war Mittag, als wir dort anlangten. Begünstigt von schönem Wetter hatten wir eine prachtvolle Rundschau. Gerade gegenüber im Nordosten zieht sich der Schleinitz-Kamm hin mit vielen ansehnlichen 8—10.000 Fuß hohen Spitzen, deren eine, die Schleinitz, wir nächstens besuchen wollen. Bei der Schleinitz beginnend, schweifte der Blick über die andern unbewohnten Spitzen hin zum Hochschober, dessen College, der Rothspitz, fast mit dem hinter ihm sich erhebenden König der hohen Tauern, dem Großglockner, sich verschmelzt. Die gewaltigen Schnee- und Eisfelder des Glockners blitzen über die Scharten des Schoberkammes herein und beide Gruppen scheinen fast in eine verschmolzen. Gegen Osten verfolgt der Blick über den östlichen Zweig der Schobergruppe die Tauernkette bis auf den Hochnaar und bis zum Ankogel; im Südost dringt er tief nach Kärnthen, bis zum Krainer Terglou, und der weiße See, den wir auf den bisher frequentirten Punkten vergebens gesucht, wird deutlich sichtbar. Gegen Süden präsentiren sich wieder die Dolomiten, im Südost umgeben hunderte von Hörnern, Kegeln und Zacken die eisige

Marmolata. Näher reihen sich an diese die Willgratzer und Deferegger Berge; den Großvenediger sucht man aber auch hier vergebens in seiner ganzen Größe zu sehen, er wird zum großen Theil von vorstehenden Bergen verdeckt. Blicken wir aber abwärts zu unseren Füßen, so sehen wir im grünen Thale der Isel manchen hübschen Punkt, das auf einer Bergterrasse liegende Liebnig, dann die Dörfchen Swabl und Alkus; Oberlienz, Oberdrum und Thurn breiten sich unter der Schleinitz aus, weiter unten sehen wir die Stadt, aus der wir gekommen, das freundliche Lienz; und an den Berglehnen von Gaimberg bis Dölsach bemerken wir manches Haus hinter Wäldern von Obstbäumen.

Muntere Dörfer bekränzen den Strom, im Gebüsche
verschwinden

Andere, vom Rücken des Berges stürzen sie gäh dort
herab.

Wir sind mit unserer Rundschau zu Ende und treten den Rückweg an. Wir gingen wieder Glanz zu, da wir dieses am leichtesten zu finden wußten. Sonst würde es aber am Klügsten sein, von Lienz aus über den Schloßberg — hinter Schloß Bruck vorbei — das böse Weibele zu besteigen, welche Tour ganz bequem in 5 Stunden ausführbar sein soll, und ohne Zweifel viel weniger beschwerlich ist, als über Glanz, wobei man vor Erreichung des Gipfels sehr steil hinanklimmen muß. Den Rückweg könnte man dann allenfalls über Glanz machen. Wer einen Sonnen-Auf- oder Untergang auf der Spitze des bösen Weibele betrachten will, wird in einer Glanzer

Alphütte übernachten müssen, die etwa 1½ Stunde von der Spitze entfernt sein mag. Uebrigens kann ich darüber nicht nähere Auskunft geben und wird es auch nicht leicht Jemandem einfallen, auf diese bequem in einem Tage ausführbare Tour zwei Tage zu verwenden. Ein Führer resp. Wegweiser scheint nach unseren Erfahrungen jedenfalls nothwendig und wird in Wienz aufgenommen werden müssen.

Auf die Schleinitz.

Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Lustraum hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölke die Welt.

Gleich nach Sonnenaufgang verlassen wir Wienz, denn zur Besteigung der Schleinitzspitze brauchen wir wenigstens 6 Stunden, gleichviel welchen von den beiden Wegen wir wählen. Die Reisebücher erwähnen nur der Route über Thurn durch das Helenenthal zur Feldweibel-Alpe; die andere Route über den Thurnerberg zum Zetterfeld und von da auf die Spitze der Schleinitz wird übergangen. Wir benützten die letztere und können auch mit gutem Gewissen diese besser empfehlen als die erstbezeichnete. Man verläßt Wienz über die Pfarrkirche, wandert über Patriasdorf nach Thurn, dessen oberste Höfe man in einer kleinen Stunde erreicht. Vergebens suchten wir in Thurn die Ueberreste des Schlosses Thurn, der Burg jenes berühmten Mathias von Thurn, der in den böhmischen Religions-Wirren des 17. Jahrhunderts einen so thätigen kaiserfeindlichen Antheil nahm und zu Anfang jenes Jahrhunderts mit dem Burggrafen-

amte von Vienz betraut war. Erst nach längerem Nachfragen erfuhren wir, daß ein Bauer auf die Ueberreste des Schlosses, das in Folge der Untreue des Grafen Mathias demolirt worden war, einen Getreidekasten gebaut habe. Von Thurn führt ein Weg über den Thurnerberg hinauf. Bei Benützung der Route über das Feldweibel-Alpl wird dieser Weg rechts gelassen und geradeaus dem Helenenthal zugeschnitten. Der Weg über den Thurnerberg ist nicht nur weniger steil als der andere, sondern auch viel interessanter, da man die Gegend von Vienz fast beständig überblicken kann, was bei dem andern nicht der Fall ist. Der Weg führt in sanfter Steigung zwischen Feldern und Gebüsch hinan, dann tritt man in den Wald ein.

In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal
die Landschaft

Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.

Eine halbe Stunde führt der Weg durch den Wald,
in etwas bemerklicherer Steigung als bisher, hin.
Dann lichtet sich der Wald und man betritt Wiesgrund.

Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem
Teppich;

Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche
Pfad.

Nun steigt man über die Wiesen hinauf. In dem eigentlichen Touristenmonat, August, herrscht hier ein reges Leben, wenn nämlich die Wiesen gemäht werden. Wohl eine Stunde lang geht man über Wies- und Weidegrund, bis das „steinerne Mannl“ (Göfsmannl) sichtbar wird. An der Rothsteinwand, einem mitten im Weideboden sich erhebenden Felsen, vorbei

Kommt man in einer weitem halben Stunde zum steinernen Mannl, 7717 Fuß hoch. Schon von diesem Punkte hat man eine schöne Aussicht, vorzüglich in das Isel- und Drauthal. Die Dolomiten nehmen sich prächtig aus und ziehen in langer Kette hin. Die Berge des Debantthales sind ebenfalls sehr hübsch. Rings um den Beschauer weiden Heerden schönen Viehes und die Hirten senden manchen Tödler in die Lüfte.

O Dianal wie ist mia so wohl,
Auf den Gebirgen von Tirol!

Vielfach ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
Und den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang.

Bei schönem Wetter würde hier ein hübsches Plätzchen für eine Sommerfrische sein. Der nahe Wertschenbrunnen liefert ein Wasser von nur 3° Wärme. Vom steinernen Mannl aus hat man nur mehr bei 1500' hoch zu steigen und braucht hiezu 2—2½ Stund. Die Hälfte davon geht man fast eben über Rasen und Steingerölle hin, die zweite Hälfte ist beschwerlicher; die letzten 500' steigt man ziemlich steil hinan. Eine eigentliche Gefahr ist nicht vorhanden. Von der breiten Spitze der Schleinitz bietet sich eine großartige Aussicht. Die Gruppen des Venediger, Glockner und Hochschober verschmelzen vor dem erstaunenden Auge in Eine, die sich ununterbrochen von Westen gegen Osten hinzieht. Der Glockner erhebt sich über den gerade vorstehenden, 10.000' hohen Glödispitz im Hintergrunde des Debantthales, die gerade vor der Glocknergruppe placirte Schobergruppe nimmt sich besonders herrlich aus. Der Venediger steht fast

schnurgerade hinter dem Kreuzspitz der Schobergruppe, aus weiter Ferne blitzen die Eisfelder des Hochgall, und ich glaubte sogar den Ortler zu entdecken. Gegen Südosten dringt der Blick weit nach Kärnth'n hinein, gegen Süden und Südwesten zeigen sich die prächtigen Dolomiten. Und in dem Bergkessel drunten breitet sich das anmuthige Lienz aus und ladet uns ein, Abends wieder in seinen Mauern uns einzufinden. — Nun, wir leisten der Einladung Folge und beginnen den Abstieg. Unterwegs können wir in einer Alphütte zusprechen, frische Milch steht jederzeit zu Diensten. Uebrigens wird man Proviant selbst mitnehmen müssen, denn auf den Alpen ist nur auf Milch, Butter und höchstens Käse zu rechnen. Den Abstieg könnte man allenfalls über das Feldwebelalpl und das Helenenthal bewerkstelligen. Zur Schleinitzspitze hin und zurück wird man immerhin 12 Stunden rechnen müssen. Wer einen Sonnenaufgang betrachten wollte, würde insoferne besser thun, den Weg über das Helenenthal zu wählen, als er in der Feldwebelalpe bessere Unterkunft findet, als in der Alphütte am Zetterfelde. Von der letztern hat er aber nur eine halbe Stunde zu gehen, um einen passenden Standpunkt zu erreichen, während er von der Feldwebel-Alphütte bei 2 Stunden würde gehen müssen. Ein Führer wird jedenfalls von Lienz mitgenommen werden müssen. Mit der Schleinitz haben unsere diesmaligen Wanderungen in den „Hohen Tauern“ ihren Abschluß gefunden. Und nun:

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Eristen,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!

Das Fremdenbuch in Kals.

Gleichwie im Gasthause in Heiligenblut (seit 1818) ein „Glocknerbuch“ aufliegt, in das sich alle Reisenden einzeichnen sollten, so befindet sich auch beim Glocknerwirth Johann Groder in Kals, dem neuen Standorte für Glocknerbesteigungen, ein Fremdenbuch, das man füglich wohl auch Glocknerbuch nennen könnte, da kaum eine andere als auf Glocknerwanderungen bezügliche Notiz darin vorkommt. — Ich will im Nachstehenden eine Skizze über dieses interessante Buch liefern, nenne es aber nur Fremdenbuch, einmal, da es diesen Titel trägt, und dann zum Unterschiede vom eigentlichen Glocknerbuche, das sich in der Stüdlhütte befindet.

Dieses Fremdenbuch wurde im Jahre 1863 angefangen, und zwar von Niemand anderem, als dem Helden des Tages, dem Nordpolfahrer Julius Payer. Dieser eröffnet das Buch mit der Beschreibung seiner Glocknerbesteigung am 13. und 14. September 1863. Payer kann wahrscheinlich auch als Stifter dieses Fremdenbuches angesehen werden. — Dasselbe in Form zc. wie ein gewöhnliches Fremdenbuch, trägt auf dem Deckel in goldenen Lettern den Titel:

Fremdenbuch von Kals,

angefangen am 15. September 1863 von
Julius Payer, erweitert von Johann
Stüdl 1870.

Das Titelblatt enthält einen ähnlichen Titel, der von allen Seiten mit Glockner-Ansichten und Be-

steigungs-Szenen, sowie Bergblumen und Touristen-Emblemen umgeben ist. Diese Zeichnungen sind sehr kunstvoll gearbeitet und zwar von Eduard Steffen aus Böhmischo-Weipa. Die ersten Blätter des Fremdenbuches sind, wie schon gesagt, mit der Beschreibung der Glocknerfahrt Julius Pahrs am 13. und 14. September 1863 angefüllt. Pahr erzählt seine Fahrt sehr ausführlich, rühmt wiederholt die Kühnheit seiner beiden Führer, besonders eines gewissen Schnell¹⁾, der über die gefährlichsten steilsten Stellen kletterte, ohne sich durch ein Seil zu versichern. — Die Glocknerfahrt Pahrs nahm zwei Tage in Anspruch.

Am ersten Tage wurde in einer Alfhütte übernachtet, die viel tiefer lag, als die vor einigen Jahren erbaute Stüdlhütte, von der aus nun der Gipfel des Glockners erstiegen wird. Pahr hat ohne Zweifel durch Schilderung seiner Glocknerreise von Kals aus diesem Orte sehr genützt, denn nach seiner 1863ger Glocknerfahrt beginnt der Touristen-Zug nach Kals, um von hier aus und nicht vom bisherigen Glockner-Chamouni, Heiligenblut, den Vater der norischen Alpen zu ersteigen. Die erste Besteigung des Großglockners von Kals aus soll im Jahre 1857 ausge-

1) Dieser ausgezeichnete Führer ist im heurigen Frühjahr gestorben. Johann Stüdl und ein anderer Alpenfreund haben ihm im Kaiser Friedhofe ein Andenken gesetzt; dasselbe befindet sich an der nördlichen Friedhofsmauer eingelassen. Nahe dabei steht der Grabstein des am 6. September 1873 während einer Glocknerfahrt gestorbenen Touristen Emanuel Klumpner.

führt worden sein. Innerhalb der 6 Jahre von 1857—1863 erfährt man nichts von einer Glocknerfahrt von Kals aus. Fahr hat seiner Beschreibung im Fremdenbuche auch eine Skizze beigezeichnet, die die vom Gipfel des Glockners gebotene Rundschau angeben soll.

Er war übrigens wegen heftigen Windes verhindert, Aufzeichnungen auf dem Gipfel vorzunehmen. — Vom Jahre 1863 ist keine weitere Glocknerbesteigung eingetragen. — Auch im Jahre 1864 scheint keine Kaiser-Glocknerbesteigung ausgeführt worden zu sein. Die einzige Notiz, die man von diesem Jahre im Fremdenbuche findet, besagt, daß mehrere Söhne Albions from Heiligenblut to W. Matrei reisten. Daß sie bei dieser Reise den Glocknergipfel bestiegen hätten, ist nicht gesagt. Vom Jahre 1865 findet sich eine Einzeichnung von einem Schotten Buchanan. Im selben Jahre führte Egid Pegger, der Gründer des neuen Kaiser-Weges auf den Glockner, eine Glocknerbesteigung aus. 1867 finden wir zuerst den um den Glocknerkultus hochverdienten Prager-Kaufmann Stüdl eingetragen, während vom Jahre 1866 gar nichts verzeichnet ist. Von nun an werden die Einzeichnungen immer zahlreicher. Menschen aus fast aller europäischen Herren Länder haben ihren Namen im Buche eingezeichnet. Das größte Kontingent stellt Oesterreich und Deutschland; unter den Städten sandte am meisten Wien. Nach Oesterreich und Deutschland kommt England. Die englischen Eintragungen sind ziemlich zahlreich; freilich notiren viele nur einen Uebergang von Heiligenblut nach Kals ohne Bestei-

gung des Glocknergipfels; doch oft begegnet man auch dem eintönigen ascended the Grossglockner ohne jede weitere Bemerkung. Es befinden sich aber auch einige längere Eintragungen in englischer Sprache im Fremdenbuche, die die Glocknerbesteigung genauer beschreiben. Nie überschreiten dieselben aber den Raum einer Seite, während von den deutschen Einzeichnungen manche viel länger sind.

Nebst Oesterreichern, Deutschen und Engländern finden wir noch Namen von Franzosen, Niederländern, Italienern und Amerikanern im Kaiser-Fremdenbuche. Jede dieser Nationen ist sehr spärlich vertreten. Eine Glocknerbesteigung ist von keinem Angehörigen einer dieser Nationen eingetragen. Die bezüglichen Notizen beziehen sich auf Uebergänge von W.-Matrei oder Heiligenblut nach Kals. Auch böhmischer und ungarischer Einzeichnungen soll neben den Oesterreichischen (in deutscher Sprache) separat erwähnt sein. — Tiroler sind sehr wenige eingetragen.

Namen berühmter Persönlichkeiten findet man im Kaiser Fremdenbuche wenige. Doch sind zu nennen: Cardinal Fürst Schwarzenberg, der im Jahre 1869 am 10. September auf der Adlersruhe einen Sonnen-Aufgang bewunderte. Der Cardinal kam am 7. September von Heiligenblut über das Bergerthörl nach Kals, in Begleitung eines böhmischen Fürsten und zweier Grafen — Angehöriger der ältesten Adels-geschlechter Böhmens. Den 8. September wurde in Kals Fasttag gehalten, den 9. zur Stühlhütte gegangen, und am 10. um 3 Uhr Früh dort aufgebrochen. Weiter als zur Adlersruhe konnte wegen ungünstiger Witterungs-Verhältnisse nicht gegangen werden.

Die Staatsmänner vertritt Delbrück, der, von Prägratten nach Heiligenblut reisend, am 5. September 1869 nach Kals kam. Von Schriftstellern findet man Dr. Heinrich Roe. — Das Militär hat einen Feldmarschall-Lieutenant, sowie mehrere Generale aufzuweisen. — Noch wären Namen angesehener, österreicherischer Adelsgeschlechter zu nennen, von denen Sprossen im Kaiser Fremdenbuche sich eingezeichnet haben, — eine ganz ansehnliche Zahl von Grafen, Freiherren zc. — Die englischen Gentlemen sind durch einen Lord Morlay vertreten. Auch an edlen Lady's fehlt es nicht. — Wenn wir aber von berühmten Namen sprechen, so müssen wir auch eines Mannes erwähnen, der zwar nicht wie ein weiser Staatsmann oder ruhmgeläuterter Krieger der ganzen Welt rühmlich bekannt, wohl aber auf alpinem Gebiete eine bekannte Persönlichkeit ist, nemlich Karl Hofmann's aus München, des großen Freundes der Gebirgswelt, dem das Fremdenbuch manche interessante Skizze verdankt.

Im September des Jahres 1869 führte Hofmann mehrere interessante Touren im Glocknergebiete aus, die im Fremdenbuch beschrieben sind. Am 27. September bestieg er mit Stübl den Glockner, ging aber nicht mehr nach Kals zurück, sondern nach Heiligenblut hinab. Am vorigen Tag hatte er von Kals Abschied genommen — für immer. An diesem Tage hat Hofmann wörtlich in das Fremdenbuch eingetragen: „Mit traurigem Herzen scheid ich heute von dem traulichen Dörfchen Kals, das mir fast eine zweite Heimat geworden! B'hüt Euch Gott, Ihr braven, biedern Kaiser. B'hüt dich Gott, du schönes,

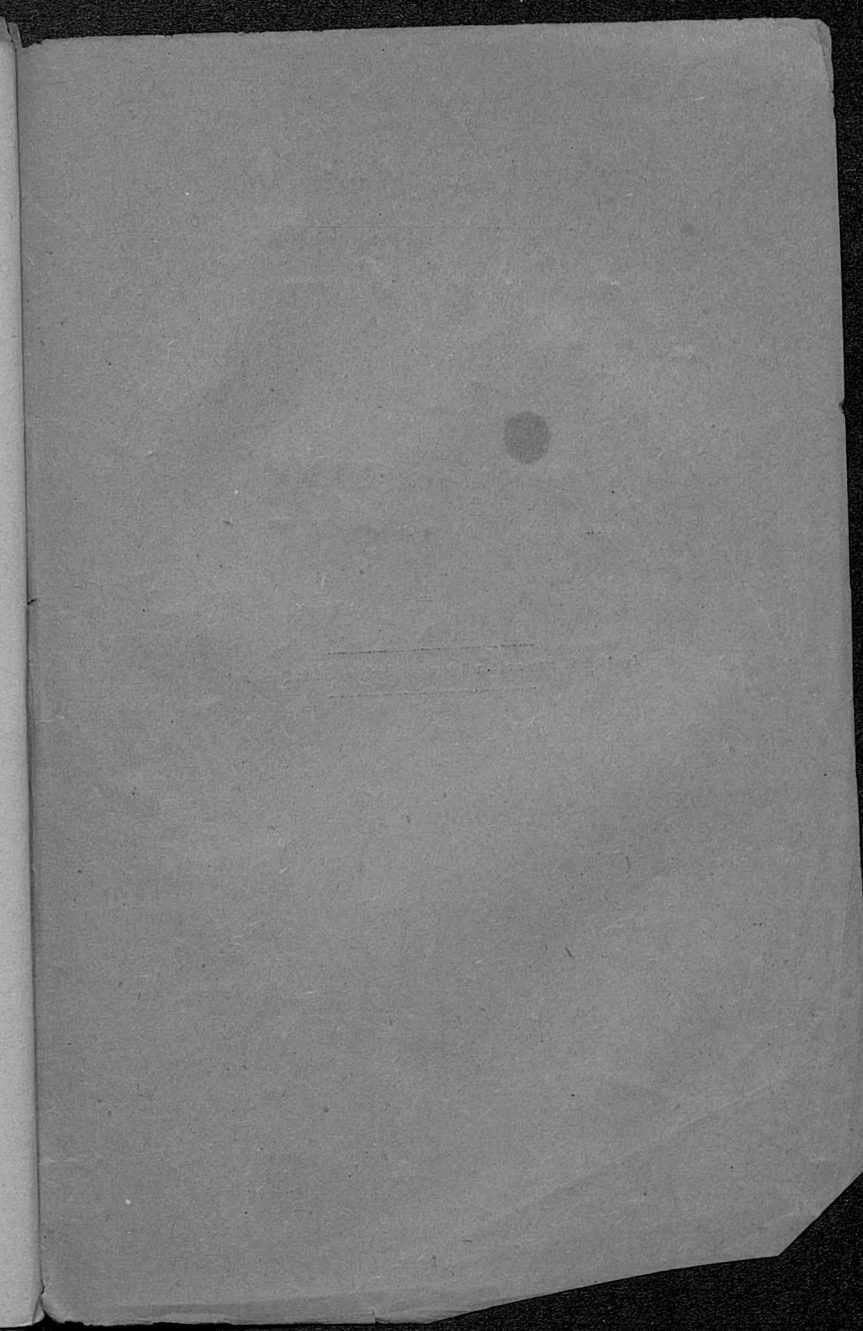
stilles Thal!" Er mochte wohl vielleicht eine Ahnung haben, daß er Kals und seine braven, biedern Bewohner nie wiedersehen werde. Ja, kein Jahr verfloß, und auf dem Schlachtfelde von Sedan lag er, der edle Alpenfreund, schwer verwundet. Am folgenden Tage, den 2. September 1870, schloß er die Augen für immer im Feldspital zu Bazeille.

Auch Stüdl bemerkt, daß er sich „mit schwerem Herzen“ von seinem Freunde Hofmann am 27. September trennte. — Wieder ein Beitrag zum Kapitel von Ahnungen. — Ein Trauer erweckendes Blatt im Kaiser Fremdenbuch ist jenes, auf dem des am 6. September 1873 am Glockner verstorbenen Touristen Emanuel Klumpner erwähnt wird. „Ein Opfer der leider grassirenden alpinen Geckerei“ schreibt im Fremdenbuch ein Professor, der gleich nach dem Tode Klumpners in Kals war. Nun — man kann dem Manne nicht ganz unrecht geben, und dem ebenfalls im Fremdenbuche eingetragenen Urtheile eines Bruders des Verunglückten, der diesen professorlichen Ausspruch „beispiellose Rohheit eines Jugendbildners“ nennt, nicht ganz beistimmen. Wir finden übrigens manchen Inkriminationen gegenüber in einer eigenen Beilage zum Fremdenbuche von Seite der Brüder Klumpners vollkommen anerkannt, daß die Führer desselben gar keine Schuld an dem Unglücke ihres Bruders treffe, — sondern derselbe nur seiner Alpenliebe zum Opfer gefallen sei. Die am 4. August heurigen Jahres stattgefundenene Enthüllung einer Gedenktafel für Klumpner ist natürlich im Fremdenbuch ebenfalls verzeichnet. — Am 3. August wurde anläßlich dieser Feier auf der Spitze des Glockners eine 12 Ellen lange

Fahne aufgehißt. An diesem Tage bestieg eine österreicheische Dame den Glockner von Kals aus; wahrscheinlich die erste derartige Besteigung. Noch ist einer Eintragung zu erwähnen, wornach ein Herr innerhalb 3 Tagen den Glockner zweimal erstiegen hat, und zwar das erstemal von Kals und das zweitemal von Heiligenblut aus.

Gebichte, wie deren das Heiligenbluter Glocknerbuch manche enthält, befinden sich im Kaiser Fremdenbuch nur zwei, die aber nicht interessant genug sind, um sie hier wiederzugeben.

So wenig als das Glocknerbuch in Heiligenblut ein genaues Verzeichniß aller Heiligenblut passirenden Reisenden bietet, so wenig Vollständigkeit hat auch das Kaiser Fremdenbuch. So sah ich z. B. in der Photographie-Sammlung im Glocknerstübchen zu Kals das Portrait eines Pascha's. Auf meine Frage sagte man mir, daß wirklich im vorigen Jahre ein Pascha aus Eghypten nach Kals gekommen sei; ich konnte aber nirgends eine Einzeichnung desselben im Fremdenbuch entdecken. — Ich hörte weiters in Kals erzählen, daß im heurigen Sommer in Kals zufällig zwei Minister zweier Staaten zusammengekommen seien, und daß die beiden Minister eine sehr ernste Unterredung im Glocknerstübchen gehabt hätten; konnte aber keinen ministeriellen Namen unter den Reisenden des heurigen Jahres im Fremdenbuch ersehen. — Und wie interessant wäre es doch, die Namen aller im Fremdenbuch zu sehen, aller, die nach Kals gekommen, denn ohne Zweifel, alle sind sie nur des Glockners wegen in das „schöne, stille Thal“, zu den „braven, bieder: Kalsern“ gekommen!



Druck der B a q u e 'schen Universitäts-Buchdruckerei in Innsbruck.
